



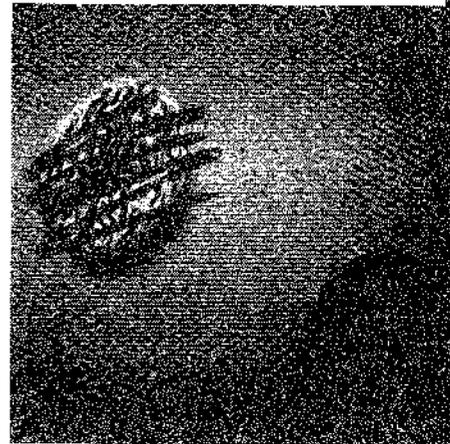
Schüler



Studenten

inhalt

Indication



Editorial 6

Politik

der Kommentar

Unsere Autonomie ist kein Automobil *Florian Kronbichler* 7

skolast-debatte

»Für eine Kultur des Mauerüberspringens.«
Der Skolast im Gespräch mit Alexander Langer
und Helga Innerhofer (Alfas) 8

Stallgeruch *Alexander Langer* 17

Warum Ökologie nicht ... *Albert Strobl* 18

Künstler-Portrait: Erich Stecher 19

Ein Fall für den Staatsanwalt *Günther Pallaver* 20

Die Bürde des weißen Mannes ... *Walter J. Fersil* 21

Contraindication

SH-News

Ämtliche Mitteilungen aus dem SH-Büro 24

Die SH ist krank *Calimero* 25

Kultur

»troepfelweis sind die verse mein ...« *Gabriel Gruner* 26

Comic *Wolfgang Capellari* 28

Rezensionen

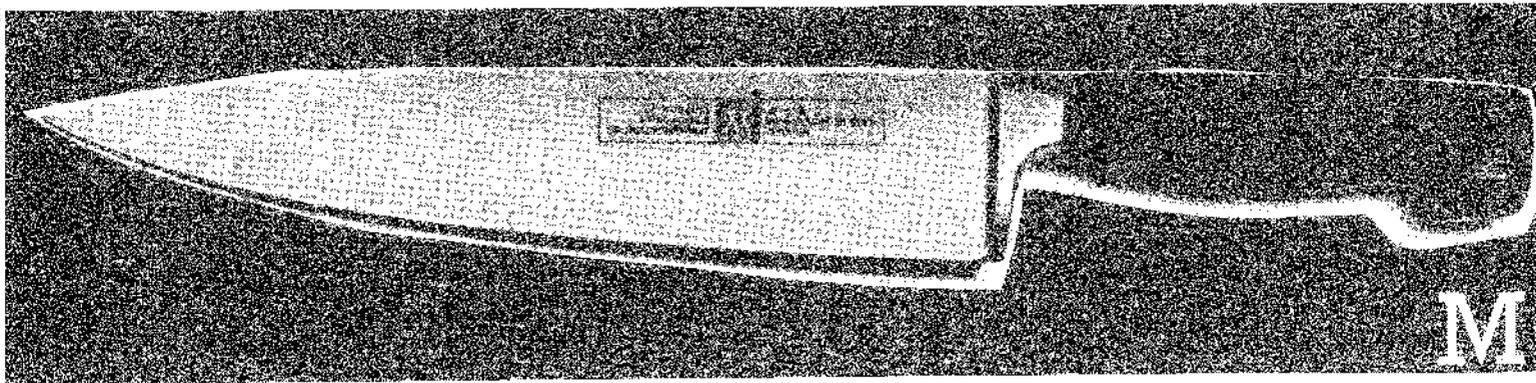
Neofaschismus und Nationalismus in Südtirol (Ulrich Ladurner) 30

Merian: Südtirol (Benedikt Sauer) 31

Promotionen 32

Artisten (Biographien) 33

skolast, hrsg. und verwaltung: südtiroler hochschülerschaft, 39100 bozen, waltherhaus, tel. 974614. redaktionsleitung: gabriel grüner. redaktion: hannelore battisti, andreas feichter, christoph franceschini, reinhold giovanetti, ulrich ladurner, alex maier, wolff maier, wolff obwexer. layout dieser nummer: hris graninger & günther gstrein. verantwortlich im sinne des pressegesetzes: walter fill. satz und layout: graphic line, 39100 bozen, danestr. 20/a, tel. 979395. druck: coop. ed. nuova grafica dierre, verona, via bertroni 19. 4 hefte pro jahr. preis der einzelnummer: lire 4.000. abonnement: italien l. 11.500, österreich ös 130, brd dm 19. konto der sh: postsparkasse nr. 10915395 — städt. landessparkasse, bozen, ag. 1 nr. 11400 (bitte sh als begünstigte und skolast als einzahlungsgrund angeben). eintragung landesgericht bozen n.st.v/56, erlaß vom 18.6.1956. die artikel geben die meinung der autoren wieder. die redaktion behält sich vor, unverlangt eingesandte manuskripte nicht abzurufen.



Sehr geehrter Leser!

Wollen Sie erfahren, warum

dieser Text kurz gehalten sein will, ganz so wie die vorliegende SKOLAST-Nummer. Daß es nicht mehr geworden sind, liegt nicht an mangelndem Material, sondern es ist so geplant. Fünf Nummern jährlich sollen es in Zukunft sein. Und das ist nicht alles.

Weg von den schwerfälligen Blöcken! Schluß mit »unverdaulichen« Themen, die eh' niemanden schmerzen, weil sie sie so sauber akademisch abgehandelt sind lesbarer und aktueller soll es zugehen, Raum für Diskussionen wollen wir bieten, und das eine oder andere Tabu möchten wir auch noch brechen.

Diese Nummer ist ein erster Versuch. Florian Kronbichler kommentiert die politische Lage in Südtirol, Walter J. Forstl analysiert die Beziehungen zwischen den industrialisierten Ländern und der Dritten Welt. Einen prominenten Gast haben wir auch: Alexander Langer diskutiert sich grün. Zur Auflockerung gibt es ein paar Glossen.

Die SH kommt selbstverständlich auch zu Wort. In ihrem Innern rumort es wieder. Krach ist angesagt. Der »skolasta« will gelesen werden; darum nehmt euch Zeit dazu. Bis in den Jänner hinein könnt ihr an dieser Nummer kauen, dann kommt die nächste.

III

"UNSERE AUTONOMIE IST KEIN ..."

Florian Kronbichler

Unsere Autonomie ist kein Automobil. Ihren Insassen aber gehts gleich. Daß eine Karre ist, was man für einen Luxuswagen gekauft hat, die anfälligsten Teile gerade die Garantie-Frist überstehen, Konstruktionsfehler auf jeden Fall vorhanden sind und Chauffeure einfach nur aufs Gas steigen, ohne Gebrauchsanweisungen zu lesen, geschweige auf gute Ratschläge zu hören, daß das beim Automobil so ist, weiß jeder, der eines hat.

Bei der Autonomie ist's nicht anders. Nur, ein Autl, wenn man's schon nicht wechselt, bringt man dann und wann in die Garage. Und überholt es. Die Herren unserer Landesautonomie sollten auch nicht mehr länger zuzwarten. Eine »Überholung« ist keine Schande, und wer je gemeint hat, ohne auszukommen, ist ein Phantast. Konstruktionsfehler sind einfach offenkundig, und an die Wartung, seid Euch ehrlich (?), ist auch nicht immer die beste. Niemanden darf es wundern: Ihren Pilot und seine zwei wichtigsten Kopiloten verbindet ein symbolkräftiges Kuriosum. Der Landeshauptmann Silvius Magnago, sein Vize und Faktotum seit Anbeginn, Alfons Benedikter, und der Chef über Schule und Kultur, Anton Zelger, sind alle drei nicht im Besitz des Führerscheins. Des Auto-Führerscheins ist selbstverständlich gemeint, und damit Schluß der Ironie.

Wenn immer wir in einer großen Zeitung einen Beitrag über Südtirol lesen und wie ihn für gut befinden, so ist der Autor darin meistens zu folgendem Schluß gelangt: Die Praxis ist besser als die Theorie (das Gerede, müßte es heißen), das Volk erfreut sich friedlichen Zusammenlebens, die Spannungen gib's nur oben, zwischen Politikern. Das große »ZEIT«-Dossier vom 8. Oktober 1987 ist das jüngste prominente Beispiel für die Belegung dieser These.

Wenn diese Südtirol-Kommentatoren recht haben, wenn also stimmt, daß die Südtirol-Politik schlechter ist als die Südtirol-Realität, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Eine beruhigende Feststellung und eine harte Frage. Erstens: Wir können uns über die schöne Realität freuen. Oder zweitens: Wir müssen uns fragen: Warum, um Himmels willen, ist denn unsere Politik so schlecht? Freuen wir uns über das erste und fragen nach zweitem.

Südtirol »im Herbst«, die abgegriffene Metapher sei nach dem Faschisten-Wahlsieg vom 15. Juni, dem Faschisten-Marsch auf Bozen vom 17. Oktober, nach siebzehn Sprengstoff-Anschlägen, die es seit Jahresbeginn in diesem Land gegeben hat, und vor weiteren drei Jahren Magnago als SVP-Obmann erlaubt. In Südtirol herbste es in vielerlei Hinsicht. Die Zelger-Saat des »Je

klarer wir trennen, desto besser verstehen wir uns« steht jetzt kaufenweise zur Ernte. Wir verstehen uns überhaupt nicht mehr.

Vor allem verstehen wir immer weniger, warum — verflucht — der andere uns nicht versteht. Landeshauptmann Magnago richtet sich immer mehr in der Rolle des Großen alten Unverständenen ein. Und, optimistisch, wie ein Landeshauptmann wohl sein muß, meint er, alles sei ein Mißverständnis. Die Italiener in Südtirol wüßten nicht, wie gut es ihnen ginge (weil sie die Zeitung lesen, statt auf ihn zu hören).

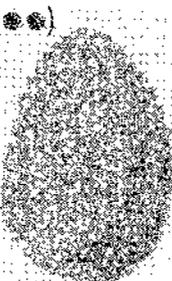
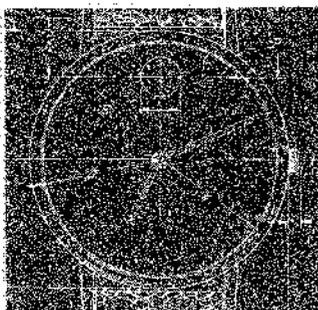
Auf einer Tagung der Acli über Zusammenleben und Arbeitslosigkeit am 17. Oktober in Bozen erklärte Magnago Südtirol zum Klassenprimus unter Italiens Lokalverwaltungen (die meisten Krankenbetten, die komfortabelsten Sozialwohnungen, die schönsten Schulhäuser, die wenigsten Arbeitslosen, die reichsten Armen, eine geschützte Umwelt sowieso, und und und). Dürfte nicht ein Klassenprimus auch einmal einen schlechten Tag haben oder in einem Fach halt nur die zweitbeste Note schreiben, haderte der Landeshauptmann mit seinem Rang. Meint jemand, er hätte damit irgendeinen bis dahin um sein Glück nicht wissenden jungen italienischen Zuhörer beeindruckt? Den jungen Zuhörern würde es zu fad. Ein Klassenprimus ist eben unausstehlich. Sie gingen.

Wenn das »Zu-den-Italienern-Gehen«, zu dem Magnago nach den Wahlschocks von 85 und 87 aufgerufen hat, wenn das nur geschieht, um zu sagen, wie gut man selber ist, wird über in die ach noch immer nicht abgeschlossene Autonomie-Verwirklichung zu projizieren. Seit der Verfassungsgerichtshof mehr alte Druckführungsbestimmungen außer Kraft setzt, als die Regierung neue erläßt, wird auch dem juristisch unbedarftesten Autonomie-Passagier kein endgültiges, unveränderbares Automobil mehr vorgegaukelt werden können.

Warum, könnten wir uns einmal fragen, warum schließt heute in Südtirol bald jede Politikerrede mit der selbstsicheren Floskel, »daß jede Stimme für den MSI nutzlos ist und in die Sackgasse führt?« Wahr ist wohl eher das Gegenteil. Die MSI-Stimme war es, die den Italiener in Südtirol zu einem politisch interessanten Subjekt gemacht hat. Ich bin unglücklich darüber, aber wahr sein wird's.

Soviel Aufmerksamkeit wie heute hat er noch nie erfahren. Niemand kann ihm verübeln, daß er die Sorgenkind-Rolle ausnützt.

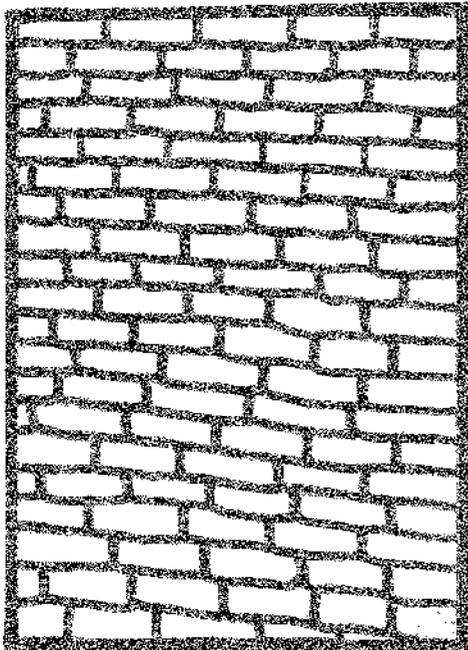
Daß unsere Autonomie Strategen sich all die Jahre herauf ausschließlich auf ihre eigene (wahnmäßige) Stärke verlassen, beginnt sich zu rächen. Stark sein nützt nur, solange sich niemand um das kümmerte, was hier zwischen Brenner und Saturn und zwischen 1972 und 1987 heranreifte. Jetzt haben wir auf einmal wieder viele Zuschauer. Und jetzt wollen diese nicht verstehen, wie schlecht es uns (Deutsch-Südtirolern) geht. So wie die italienischsprachigen Südtiroler nicht verstehen wollen, wie gut es ihnen geht. Und so wie Magnago die einen und die anderen nicht mehr versteht. Deswegen bleibt er noch a bißl.



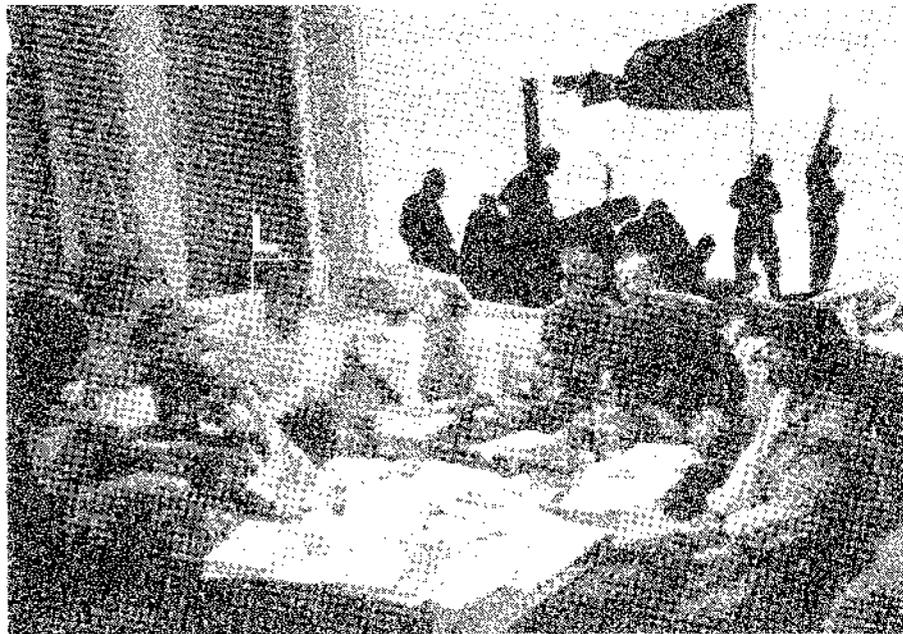
SKOLAST DEBATTE

Von links nach rechts: Michaela Rabser, Heiga Innerhofer, Alexander Langer, Benedikt Sauer, Andreas Feichter, Gabriel Gröner und Konrad Walter. Nicht im Bild Ulli Ladurner, der das Foto machte.

Mauer © Sabine Wendt



Die Mauer : überspringen?



Langer L im Gespräch : »zum Beispiel«

In der letzten Nummer des »skolast« vom Juli 87, sind drei verschiedene Beiträge zum Thema »Grüne« erschienen.

Die Autonome Frauengruppe der SEI Innsbruck formuliert damals ihr Unbehagen an der Entwicklung der grünen Bewegung in Italien. Die Frauen fragten sich »... welche Gefahren die aktuelle Tendenz zur Verabsolutierung des Naturdiskurses ...« sowie die ungeklärte Zusammenarbeit mit den Konservativen mit sich bringen würde, und »... und welche Konsequenzen es für die Frauen haben könnte, wenn die Grünen eine Solidaritätsadresse an Kardinal Ratzinger schicken, weil dieser sich in einem Dokument gegen die Gen-Technologie gewandt hatte, wo er sich noch um den »repressivsten Teil der katholischen Kirche handelte«.

Benedikt Sauer und Ulrich Ladurner griffen den Vordenker der Grünen, Alexander Langer, an, weil dieser in einem Referat der Tagung »Wie grün sind Konservative, wie konservativ sind Grüne« angesichts der ökologischen Katastrophe davon gesprochen hatte, ideologische Barrieren niederreißen zu wollen, und als ehemaliger »Bündler« nun mit den Konservativen den Dialog suchen, um Bündnisse zu schließen. Sie kritisierten, daß Langer versuche nicht auf Grund von Positionen, sondern auf Grund von Koalitionen zu Mehrheiten zu gelangen. Andreas Feichter schließlich hat die Tendenz der »Grünen zum Irrationalismus, ihre Hinwendung zu den Besserverdienenden, die sich das gepredigte Volkorn auch leisten können ...« angegriffen, und eine Aufgabe linker Ideen diagnostiziert.

Es war nicht der »skolast« allein, der Kritik formulierte. Die »Südtiroler Arbeiterzeitung« (SAZ) — Organ des AGB/CGIL — legte sich auch mit Langer an, was diesen bewog, aus der Schlußwerkstatt des AGB/CGIL auszutreten, weil diese laut Langer schon lange einseitig Positionen der kommunistischen Partei vertrete.

Diskussionen also um die Frage, wohin geht die Entwicklung der »Grünen« sowohl in Südtirol als auch im restlichen Italien. Sind sie dabei nur noch »grün« zu sein, und »linke« Ideen als lästige Fracht zurück zu lassen? Der »skolast« hat, um dies eingehender zu diskutieren, eine Debatte veranstaltet. Eingeladen waren neben Alexander Langer — als direkt Angesprochener — noch Heiga Innerhofer, »alternative Gemeindeförderung« in Meran, Konrad Walter, Gewerkschafter, Redaktion der »Südtiroler Arbeiterzeitung« vom AGB/CGIL und Michaela Rabser als Exponentin der Autonomen Frauengruppe der SEI Innsbruck. Für den »skolast« debattierten die Mitarbeiter Andreas Feichter, Gabriel Gröner, Ulrich Ladurner und Benedikt Sauer.

A

Nach der üblichen Begrüßung durch die Skolast-Redaktion, wurde die Debatte mit der Frage an Alexander Langer begonnen, ob er eingangs zu der gegen ihn im letzten Skolast erhobenen Kritik Stellung nehmen wolle. Gleichzeitig wurde betont, daß es in dieser Debatte nicht allein um die Person und die Äußerungen Alexander Langers gehe, sondern daß man über »grüne« Politik im allgemeinen zu diskutieren beabsichtige. Aus diesem Grund sei auch Helga Innerhofer eingeladen worden.

Alexander Langer:

Ich kann schon zu den drei Dingen (Ratzinger-Papier; Tagung und Austritt aus der Schulgewerkschaft) noch etwas sagen, aber ich weiß nicht, ob das nicht den Charakter des Volksprozesses unterstreicht.

Benedikt Sauer: Ein Zusammenhang zwischen diesen drei Ereignissen besteht nicht?

Langer: Ein Zusammenhang mit dem Austritt aus der Schulgewerkschaft besteht sicher nicht. Ich kann das noch einmal wiederholen, ich weiß auch, daß das in der Gewerkschaft diskutiert wird, und da du (Konrad Walter) jetzt hier bist, ist auch ein Widerspruch möglich. Ich habe in dem, was die »SAZ« (Südtiroler Arbeiterzeitung) in puncto Parlamentsresolution gegenüber der Liste geschrieben hat, eine eindeutige Fraktionspolitik gesehen, wo ein Teil der deutschsprachigen Komponente des PCI versucht hat, die Position zu kritisieren. Wenn das irgendwo sonst passiert, in der »Alternative« oder von mir aus auch in »Skolast« hat dies mehr Berechtigung, aber daß die »Arbeiterzeitung« hergeht und den Kommentar zur Parlamentsresolution ausgerechnet dem Jenny anvertraut habe ich doch als merkwürdig empfunden, besonders daß man ausgerechnet dies als Editorial wählt. Dann ist bei mir die Einladung eingelangt, etwas zu schreiben, ich habe aber festgestellt, daß dies nur als Leserbrief gemeint war. Hinzu ist dann noch der Leserbrief von Giorgio Delle Donne gekommen, der alles aufgewärmt hat. Angesichts dessen, habe ich entschieden, mich in der Gesellschaft dieser Gewerkschaft nicht mehr wohlzufühlen. Wenn, wie es scheint, eine Klärung dieser Sache zustande kommt, so bin ich bereit, der Gewerkschaft wieder beizutreten, vorausgesetzt, das wird auch von der Gewerkschaft gewünscht.

Die anderen beiden Dinge haben gewiß einen bestimmten inhaltlichen Zusammenhang. Man könnte noch andre Dinge hinzunehmen. Ich habe schon anläßlich einer Diskussion in Meran über das Ratzinger-Papier gesagt, daß ich diese »Devotionsadresse« oder wie auch immer, nicht selber entworfen habe und meine heute schon, daß ich bei der Unterzeichnung von solchen Papieren vorsichtiger sein sollte. Ich muß aber auch sagen, daß wir, die Unterzeichner dieses Papiers, zu dem auch Frauen gehören —, das wird leider oft vergessen —, es für richtig gefunden haben, und ich stehe auch heute noch dazu, die Kirche in puncto Genmanipulation beim Schopf zu packen. Ich habe ausdrücklich zur Bedingung gemacht, daß man von der Kirche etwas fordert. Und zwar, daß sie ihre Sensibilität nicht nur auf menschliches Leben beschränkt, sondern auch auf tierisches und pflanzliches Leben ausweitet. Und weiters, und das ist wohl der Punkt der am ehesten mißverständlich dar, daß dies bei einem Papier geschah, das nur sehr verschämt und marginal von der Genmanipulation gesprochen hat. Trotzdem bin ich in der Sache der festen Überzeugung, daß man in puncto Genmanipulation auch mit der Kirche reden sollte, auch wenn es in anderen Dingen, wie beispielsweise der Sexualität keine Gemeinsamkeit gibt.

Zu meinem Einleitungsreferat der Tagung »Wie grün sind Konservative — wie konservativ sind Grüne?« brauche ich gar nicht soviel sagen, denn es rechtfertigt sich aus sich selbst heraus. Ich habe nach wie vor den Eindruck, daß die Tagung sehr nützlich war. Außerdem hat es positive Reaktionen zu dieser Tagung auch aus Bayern und Baden-Württemberg gegeben. Auch die Diskussionen innerhalb der deutschen Grünen sollten eben zu denken geben.

Gabriel Grüner: Es geht jetzt ja nicht um eine Rechtfertigung deinerseits. Sondern es geht vielmehr darum, den Lesern die

Möglichkeit zu geben, diese Diskussion mitzuverfolgen die zum Teil verstreut in verschiedenen Blättern abgelaufen ist.

Ulrich Ladurner: Sicher geht es hier nicht um eine Rechtfertigung der Tätigkeiten Alexander Langers. Aber die angesprochenen Dinge zeigen doch, daß die Liste in eine bestimmte Richtung geht, daß sich einiges bewegt. Wir waren eben bei dieser Tagung. Dein Einleitungsreferat war für uns Anlaß, einen Artikel im »skolast« zu schreiben. Es ist uns nicht klar geworden, wohin diese Entwicklung führt. Im Referat ist dauernd die Rede vom Aufgeben gewisser »ideologischer Schauklappen«, von »links« und »rechts«, aber es wird nicht klar, was damit gemeint ist. Zumindest ist es uns nicht klar geworden. Mein Eindruck ist der, daß sich innerhalb des linken Spektrums der politischen Landschaft in Südtirol einige Brüche aufgetan haben, daß die Liste sich in Bewegung gesetzt hat, aber ohne zu wissen, wohin. Ich befürchte, daß die Liste in ein Fahrwasser kommt, in dem sie nicht mehr die Kontrolle hat und daß voreilig gewisse Traditionen aufgegeben werden. Um es so zu formulieren: Wohin geht die Liste und verläßt sie nicht ihre traditionelle Basis?

Michaela Raiser: Über das sogenannte »Ratzinger-Papier« hinaus, bei dem ich nicht stehen bleiben möchte, und über die Öffnung im Sommer 1986 hin zur »Bewegung für das Leben«, möchte ich grundsätzlich klären, was heißt konservativ und wen meint man wirklich damit? In deinem Referat beispielsweise war die Rede von den Bergbauern, bei denen man sicher an eine Tradition des Bewahrens anknüpfen könnte, die sinnvolle ökologische Elemente beinhaltet. Da habe ich keine Schwierigkeiten. Die habe ich erst, wenn man sich mit den Exponenten der Konservativen zusammensetzt.

Langer: Zum Beispiel?

Raiser: Das letzte, was mir einfällt, sind die Einladungen bei der Klausurtagung (gemeint ist das Treffen »grün-alternativer« Aktivisten in Dreikirchen — Anna Red.). Aber abgesehen davon, bei der »Bewegung für das Leben«, da habe ich schon den Eindruck, daß es Leute an der Basis gibt, denen es wirklich um christliche Prinzipien geht, aber bei den Leuten an der Spitze geht es weniger um den Schutz des Lebens, sondern vielmehr um Abtreibungshetze und stark katholisch einschränkende Traditionen. Mir fielen schon Möglichkeiten ein, die natürlich sehr schwer zu verwirklichen sind, wie z.B., daß Bergbauern in Kooperativen und in einem ökologischen Kontext arbeiten; aber ich denke, daß es weniger sinnvoll ist, sich mit einem Industriellen — nicht zusammenzutun, denn davon ist noch gar nicht die Rede —, aber auch sich dessen Meinung anzuhören. Hier liegen meine Schwierigkeiten. Was ist eben mit »konservativ« gemeint? Wo setzt man an, wenn man Bündnispartner sucht? An der Spitze oder an der Basis?

Konrad Walter: Ich glaub' auch, daß sich diese Diskussionen nicht an einzelnen Artikeln oder Abschnitten aufhängen darf. Ich denke, daß auch hinter deinem Austritt aus der Gewerkschaft mehr steht. Ich denke, daß ein Mensch mit deinem politischen Format nicht aus der Gewerkschaft austritt, weil in einem Absatz irgendetwas gegen dich gestanden hat. Du hast zuerst gesagt, daß die »SAZ« von den Kommunisten gemacht wird ...

Langer: Von einem gewissen Teil. Ich lege wirklich Wert darauf, dies zu betonen ...

Walter: Von den Kommunisten in der Gewerkschaft, sagen wir einmal so. Also wenn du die Kommunisten angreifst, dann befürchte ich, daß du dich mit deinem Austritt abgrenzen willst. Daß dies ein Anlaß ist, dich abzugrenzen mit einem politischen Konzept, das meiner Meinung nach in Südtirol sehr gefährlich ist. Und zwar zu versuchen, in das rechte und liberale Spektrum einzudringen, was dir ja auch zum Teil gelungen ist, denn beispielsweise ist kein anderer Politiker so oft in der »FF« erwähnt, die ja allgemein als liberale Zeitung gilt. Das wirkt sich auch auf das ethnische Gleichgewicht aus, viele Leute die mit dir nicht einverstanden sind, haben sehr oft davor gewarnt, ge-

gen die Volkszählung in der einen oder anderen Art zu polemisieren. Das kann gefährlich sein. Du hast eine große Fähigkeit, dich in der Öffentlichkeit bekanntzumachen, aber das verpflichtet auch zur Vorsicht. Weil da viel Porzellan zerschlagen werden kann, und gerade in Südtirol das wenige linke Porzellan zu zerschlagen, das ist meiner Meinung nach gefährlich.

Andreas Feichtner: Ich möchte auch noch auf die Koalitionen eingehen. Südtirol interessiert mich jetzt nur am Rande. Ich frage mich z.B., wieso ich mit den deutschen Grünen keine Probleme habe und mit den italienischen schon. Wenn ich die deutschen wähle, weiß ich ganz genau, wogegen ich bin, eben beispielsweise gegen die NATO, gegen die Kürzung der Militärausgaben u.ä. Bei den italienischen Grünen ist das schon weitaus schwieriger, die deutschen Grünen sagen ganz eindeutig, daß sie mit der CDU keine Koalition eingehen werden, die italienischen hingegen kandidieren mit dem PSI und den Radikalen gemeinsam auf einer Liste (für den Senat in der Region Trentin-Südtirol 1987 — Anm. Red.). Wenn ich jemanden wähle, dann will ich auch genau wissen, was passiert. Und ich betrachte dich als einen Hauptvertreter der Grünen.

Raiser: Ich möchte noch hinzufügen, daß es, abgesehen von den Koalitionen, auch um die Frage geht, welche politische Kultur man schafft. Bei der »Bewegung für das Leben« läßt man sich auf eine Argumentation ein, die da heißt: »Ihr seid für das Leben, also seid auch gegen die Atomkraft!« Da läßt man sich auf den Trugschluß ein, der umgekehrt heißt: »Ihr Grünen seid auch für das Leben, also seid auch gegen die Legalisierung der Abtreibung!« Wenn man solche Slogans aufnimmt und sie dann umpolt, so schafft man eine politische Kultur, die sich auf die umgekehrte Argumentation einläßt. Damit habe ich ungeheure Schwierigkeiten.

Ladurner: Die Einladung an Christoph Amonn ist sicherlich erst jetzt erfolgt. Aber schon damals, als wir uns mit deinem Einleitungsreferat auseinandergesetzt haben, hatte ich die Befürchtung, daß dies in so eine Richtung gehen könnte. Eben weil zu schnell Positionen aufgegeben worden sind.

Grüner: Um noch einmal auf das Einleitungsreferat zu kommen. Welche Konservativen sind gemeint? Jene, die aus einer Tradition und aus einem Glauben heraus konservativ wählen, oder sind die wirklich Mächtigen gemeint? Ich stelle mir vor, daß die Grünen bei Koalitionen mit diesen Konservativen sehr schnell auf Interessengrenzen stoßen werden. Es ist hier sicherlich notwendig, Wert- und Strukturkonservative auseinanderzuhalten. Was wollen die Grünen beispielsweise mit einem Rampold machen, der sich durchaus für die Erhaltung schützenswerter Werte einsetzt, der aber auf der anderen Seite reaktionär ist, weil er gewisse Strukturen aufrechterhalten will. Und er ist gewiß nur ein Beispiel für viele.

Walter: Um die Frage vielleicht noch politischer zu stellen: Hat denn grün sein überhaupt einen Sinn, wenn man nicht gleichzeitig antikapitalistisch ist? Das klingt jetzt nach Schlagwort, aber ich glaube, daß wir alle denselben Sprachgebrauch haben. Wir müssen uns doch die Frage stellen, ob denn eine grüne Politik nicht Make-up bleiben muß, solange sich nicht die Wirtschaftsstrukturen ändern?

Langer: Wenn ich das alles auf einen gemeinsamen Nenner bringen sollte, so würde ich sagen, daß gesagt wird: »Paß auf, ihr seid dabei, den Stallgeruch zu verlieren!« Wobei es um einen Stallgeruch in verschiedener Hinsicht geht, um einen linken, einen feministischen oder einen rebellisch-antiautoritären. Der gemeinsame Nenner ist also verschiedentlich besetzt.

Um dir noch eine kurze Antwort zu geben, Konrad. Mir scheint, daß wir als Liste und ich als Person auch dort, wo wir es hätten tun können, im Bewußtsein der Verantwortung, die du auch angesprochen hast, auf jede Polemik mit der Linken soweit als möglich verzichtet haben, zum Teil auch bis zur Selbstverleugung. Wenn ich daran denke, was von seiten der

KP, angefangen vom Wahlkampf 1978, in Sachen Volkszählung oder jetzt betreffend der Parlamentsresolution an Polemiken gegen uns gerichtet worden ist, hätten wir oft sagen können, und es wäre wahltaktisch vielleicht auch vorteilhafter gewesen, »I comunisti, Servi del pacchetto!« oder »I comunisti stampolla di salvataggio per Benedicetti!« oder Ähnliches. Auf deutsch hätte man umgekehrt sagen können: »KP, Walsche Partei«. Ich möchte schon betonen, daß wir immer auf Polemiken verzichtet haben. Ich muß natürlich hinzufügen, daß sich seit Maria Grazia-Barbiero einiges im Verhältnis zur KP zum Besseren gewendet hat. Wenn eine Reaktion erfolgt ist, dann erst nach wiederholten Angriffen. Außerdem haben wir im April mit den Kommunisten verhandelt, um auf einer gemeinsamen Liste zu kandidieren. Es ist uns freundlich mit Nein geantwortet worden. Im Wahlkampf von 1983 war die Antwort auf ein ähnliches Angebot weniger freundlich.

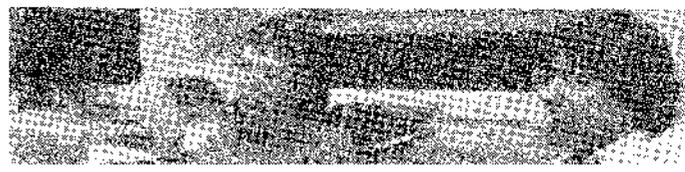
Um auf den »Stallgeruch« zurückzukommen. Die Liste und ich als Person haben in diesen Jahren oft als Tabubrecher agiert. Und zwar in mehrfacher Hinsicht. Es ist zum Beispiel die Geschlossenheit der Volksgruppe in Frage gestellt worden. Auch mit Leuten wie Siegfried Stuffer oder Josef Perkinann, Heimir Rauch und Josef Schmidt. Später hat es dann einen weiteren Tabubruch gegeben, als die Festschreibung des Pakets als die bestmögliche Regelung des Zusammenlebens und der Autonomie in Frage gestellt worden ist.

Ich habe den Eindruck, daß es bei der jetzigen Diskussion wieder um einen solchen Tabubruch geht. Dabei kann natürlich Porzellan zerschlagen werden, aber es kann auch ein Weg ins Freie geöffnet werden. Im wesentlichen sind es zwei Tabus: Eines ist das linke, wobei man schauen müßte, wie weit dies wirklich ein Tabu ist, und das zweite ist der Versuch, aus dem Minderheitenghetto auszubrechen und ob man dies nicht um den Preis eines Kniefalls vor den Mächtigen macht.

Raiser: Ich möchte noch kurz unterbrechen und etwas zum Stallgeruch sagen, wobei ich dieses Wort für mich negativ besetzt ist. Es geht ja weniger darum, daß da Symbolismen aufgegeben werden, sondern es geht um die Gefahr, daß Inhalte aufgegeben werden. Es geht mir auch weniger um die Frage, daß man mit der KP Solidarität geübt hat oder nicht, sondern vielmehr um die Frage, ob es bei dem ganzen Nicht gegen linke Ideen geht. Weniger wichtig sind also die »Stallgerüche«. Wenn man sich von diesen schon frei machen will, so möchte ich als Wählerin und Mitarbeiterin der AL auch wissen: Frei wohin? **Feichtner:** Dazu will ich sagen, daß ich schon den Eindruck hatte, daß die Listen linke Themen nicht mehr aufgreift und sich immer weiter auf ökologische Fragen zurückzieht.

Helga Innerhofer: Ich wollte einen ganz anderen Einstieg finden. Eigentlich bin ich ja viel unbefangener, weil es bei mir ja nicht um persönliche Stellungnahmen geht und auch weil ich ja eine nicht so exponierte Person bin, wie es der Alex ist. Natürlich ist der Alex eine wichtige Person in der Liste, aus dem einen oder anderen Grund, aber ich finde es doch nicht richtig, wenn z.B. im Zusammenhang mit dem Gewerkschaftsaustritts so getan wird, als ob die Liste identisch mit der Person Alexander Langers sei. Denn ich meine, daß die Liste doch mehr ist, gerade in Bezug auf Südtirol. Die Alternative Liste in Südtirol fährt doch ein gewisses Eigenleben.

Ich möchte aber auf einen anderen Punkt eingehen. Nämlich auf die Frage, die der Ulli gestellt hat und die dann immer wie-



dergekehrt ist. Wo will die Liste eigentlich hin? Ich tue mich schwer, darauf zu antworten, weil ich als lokale Listenvertreterin eigentlich genau weiß, wo ich *nicht* stehen bleiben möchte und was ich ablegen will. So zum Beispiel die Tatsache, daß die Liste immer eine sehr kohärente Oppositionspolitik gemacht hat, die aber heute darauf angelegt werden muß, alternative Vorschläge anzubieten, die auch machbar sind. Dies wird dann häufig als Ablegen von Grundhaltungen empfunden. Ich glaube aber das sind zwei Ebenen. Wenn ich in der Institution mitarbeiten, so muß ich mitdenken kurzfristig, mittelfristig und langfristig. Und kurzfristig kann man eben auch auf das eingehen, was in euren Augen Koalitionen sind und den Koalitionen möchte ich etwas Grundsätzliches sagen. Eine Sache ist die Koalition, die wir bei den letzten Senatswahlen eingegangen sind. Das war eine ganz klare politische Koalition.

Langer: Wobei ich dazu sagen möchte, daß wir beim jüngst aufgetauchten Konflikt, d.h. dem Golfkrieg, überhaupt keine Abstriche von unserer Position gemacht haben, nur weiß wir mit dem PSI gemeinsam für den Senat kandidiert haben.

Innerhofer: Gut. Dies ist also eine klare politische Koalition. Aber es geht doch nicht um Koalitionen, wenn man beispielsweise solche Tagungen wie die im April organisiert. Das ist doch nur eine Auseinandersetzung mit anderen Welten, die für mich selbst oft sehr überraschend sind. Ich finde gut, daß das so gemacht wird. Man weiß zum Beispiel, daß der Rampold von sich behauptet, der erste Grüne Südtirols zu sein und daß er im Bereich Naturschutz, ich unterscheide diesen Begriff in diesem Fall von Ökologie, viel getan hat und daß es viele Gemeinsamkeiten zu Umweltschutzorganisationen gibt. Das hat man jahrelang mitgekriegt. Da finde ich es schon richtig, daß man sich in irgendeiner Form mit diesen Kräften auseinandersetzt. Aber ich sehe das in keinster Weise als eine Anbiederung an die DC oder andere, sondern ich sehe einfach den Versuch, auszubrechen. Da möchte ich die Gelegenheit nutzen, um zu sehen, warum auch die »Konservativen« — ich tue mich mit solchen Begriffen überhaupt schwer — von sich behaupten, »grün zu sein«. In einer solchen Konfrontation kann man diese Aussagen überprüfen.

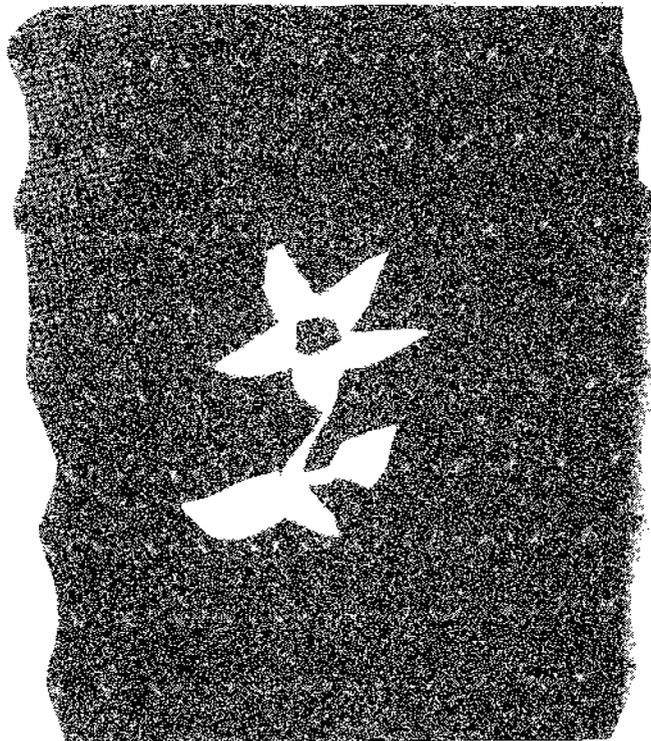
Zu der Frage, wie sich die Liste im Laufe der Zeit verändert hat. Ich glaube, daß es hier sehr wohl Veränderungen gegeben hat, zum Teil auch einen sehr tiefgreifenden Prioritätenwechsel. Als »Neue Linke« ist es uns auf lokaltypischer Ebene — diese betrachte ich als sehr konkretes Handlungsfeld — vor allem um mehr Lebensqualität gegangen. Dieser Begriff hat sich im Lauf der Jahre immer mit neuen und konkreteren Inhalten aufgefüllt. Da sind auch ganz spontan neue Themen aufgenommen worden und die Umräumung in Alternative Liste bezeichnet sicher auch eine inhaltliche Veränderung und Erweiterung. Das war nicht nur ein politischer Schachzug. Man hat das Gewicht mehr auf ökologische Fragen verlegt, weil wir ja auch in einem Lernprozeß stecken. Für mich persönlich, die ich eigentlich die

Wissenschaft bewundere, hat das letztlich in Meran organisierte dreitägige Seminar zum Thema Gentechnologie meine Wissenschaftsbewunderung erschüttert.

Langer: Ich wollte noch einmal auf den »Stallgeruch« zurückkommen. Ich glaube, daß es unbedingt notwendig ist, wenn man ökonomische und ökologische Veränderungen herbeiführen will, die bestehenden Lager aufzubrechen und Umgruppierungen zu ermöglichen. Denn andernfalls sieht man ja auch, daß es eine zunehmende Wachstumsstetze im ökonomischen Sinn und eine soziale Ungerechtigkeit in der Verteilung z.B. in der Arbeitslosigkeit, Zweidrittel-Gesellschaft u.ä. gibt.

Wir leben in einem ökonomischen und politischen System, in dem die Entscheidungen von oben getroffen werden, die flüßaufwärts leben und die Folgen ihrer Entscheidungen flüßabwärts abwälzen können, die ökologischen wie die sozialen Folgen. Wenn das weiterhin so bleibt, dann kommt wirklich das, was ich gemeint habe, nämlich, daß man es sich in seinem Minderheitenghetto recht gut einrichten kann, aber daß man auf eine Wirkung in Richtung Umgestaltung eigentlich in der Tat verzichtet. Eine konkrete Frage, die mir dazu einfällt: Warum sind in Südtirol die Linken und Alternativen, die Grünen, die Kommunisten, die Radikalen wie immer wir sie nennen wollen, so stark als Fremdkörper empfunden? Hängt das damit zusammen, daß Südtirol wirklich mehr als anderswo von Ausbeutern, von Volksschindern bewohnt ist, was augenscheinlich nicht zutrifft? Oder liegt es daran, daß im großen und ganzen, auf der einen Seite eine ideologische Verbrämung gelungen ist, die bestimmte Kräfte einfach wirksam verteuflert hat, und daß wir uns auf der anderen Seite, tatsächlich als Fremdkörper verhalten haben? Und daß wir das, was wir möchten, eben nicht an Inhalten festgemacht haben, sondern vielmehr an Begriffen und Definitionen. Ich verteidige, auch im engeren Bereich der Liste, die Unsichtbarkeit der Liste, nämlich daß sich nicht so sehr auf das Definitorische einlassen soll, um dadurch das Lagerdenken zu fördern, sondern sich mehr an den Inhalten festmachen soll. Es ist zur Zeit in Südtirol in Sachen Volkstumskampf sicher so, daß wir wahrscheinlich häufiger mit dem Amonn etwas gemeinsam haben, als mit manchem vom sozialen Flügel der SVP oder mit manchen sonst sehr sozial eingestellten Leuten. Während ich mir vorstellen kann, daß jetzt in der Ökologie und in anderen sehr sozialrelevanten Bereichen, wir wahrscheinlich mit dem Amonn sehr wenig gemeinsam haben. D.h. die Interessen, die verfolgt werden, liegen sehr weit auseinander. Warum sollen wir eine Situation weitertragen aus reiner Traditionspflege? Wir haben auch auf der Tagung darauf hinzuweisen versucht, daß es einen Zusammenhang zwischen sozialen und wirtschaftlichen Fragen gibt. Wir haben immer versucht, die Interessen der verschiedenen sozialen Gruppen in Zusammenhang mit Ökologie sehr deutlich zu benennen.

Ich glaube, daß wir eine Situation fördern, wo sich eine Lagermentalität auflöst. Es wird immer von Bündnispolitik gespro-



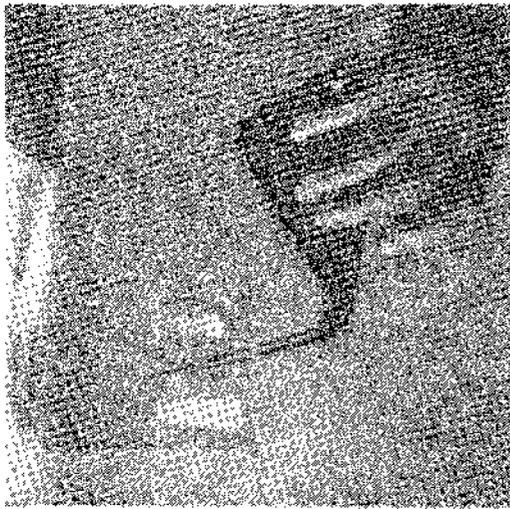


Abb. 1
»Der Versuch... nicht die Spitze
von der Basis zu trennen...«

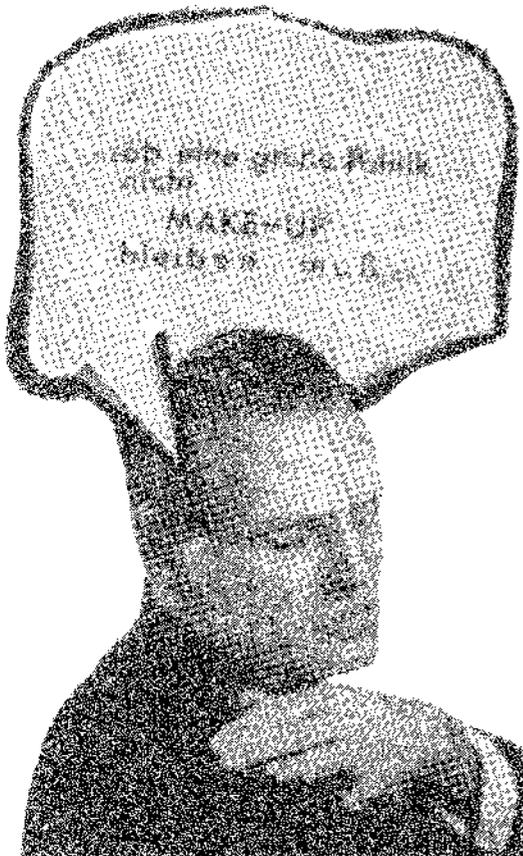


Abb. 2

chen, z.B. in Zusammenhang mit der »Bewegung für das Leben«. Der einzige reale Kontakt, der stattgefunden hat, war eine Einladung, die an mich ergangen ist, die ich angenommen habe, obwohl ich weiß, daß dies einige Frauen gestört hat. Es war eine Einladung von der »Bewegung für das Leben«. Und ich glaube nicht, bei der Diskussion einen Kniefall getan zu haben. Die Frage der Koalitionsgespräche mit den Oberhäuptern der Konservativen und der »Bewegung für das Leben« und die Frage, warum wendet ihr euch nicht an die Basis, möchte ich so beantworten: Ich glaube, um sich wirksam an die Basis wenden zu können, muß man zumindest zu erkennen geben, daß man deren Anliegen ernst nimmt. Man kann das von uns wirklich nicht immer sagen. Viele glauben, und nicht immer unberechtigterweise leider, sagen zu können: »das können wir schon«, sie glauben, abschalten zu können. Und da glaube ich wirklich, ob wir uns nicht fragen müssen, ob wir vom »Stall« Vorurteile pflegen und dialogunfähig sind. Wir müssen eine Bereitschaft haben, auch die eigenen Positionen und Ideen zur Diskussion zu stellen, und nicht nur von den anderen zu verlangen, daß sie es tun.

Die Sache mit Ratzinger hat für mich zur Folge gehabt, daß sie mich viele Sympathien gekostet hat, aber auch, daß es einen intensiven Dialog in verschiedenen Richtungen — zum Teil in katholischen Richtungen — gegeben hat zu Themen der Ökologie, der etwas gebracht hat. Und ich verstehe nicht, wenn mir das angelastet wird, und andere, die sich zum Teil erfolgreich, zum Teil erfolglos, seit Jahrzehnten um den Dialog mit der Kirche, Industriellen, Sozialdemokraten bemühen, nicht kritisiert werden. Es kann sein, daß denen mehr Standfestigkeit zugestrahlt wird, dies tun zu können, ohne dabei Positionen zu verlassen, daß man aber bei uns fürchtet, wir könnten uns vereinnahmen lassen.

Raber: Ich verstehe sehr gut, daß man sich nicht in einer Obertonalhaltung verschanzen will, das finde ich sinnvoll, daß man sich in einem parlamentarischen System nach Mehrheiten umschauen will, finde ich auch sinnvoll. Aber die Frage ist für mich schon, und das ist nicht begründet in einem Mißtrauen gegenüber den Alternativen, oder in einem Zweifel an eine mangelnde Standfestigkeit, sondern die Frage für mich ist, was gibt man auf, und in welche Diskurse bindet man sich ein, das ist, was ich vorhin mit politischer Kultur meinte. Wenn man Konservative konservativ nennt, oder als Bewahrer bezeichnet, muß man sich fragen, welche Interessen haben Konservative. Und mir geht es dabei nicht darum, in meinem linken Ghetto zu bleiben.

Du redest auch in deinem Vortrag von konservativ verschwommen, ohne daß ich wirklich verstehe, wen du damit meinst. Wenn du die Basis meinst, Beispiel: Bergbauer, oder einen wirklich am das Leben bemühten Christen, dann müßten auch die Wege anders sein: dann würde man auch nicht einen solchen Diskurs führen: für das ungeborene und deshalb gegen die Atomkraft, denn da geben wir wirklich etwas von unserer politischen Kultur auf.

Walter: Ich habe herausgehört, daß du glaubst, in Südtirol mit Links-Sein, hole man nicht mehr viele hinter dem Ofen heraus, deshalb sagen wir einmal, es gibt kein links und kein rechts mehr. Von dir habe ich das zwar noch nie gehört, aber von deinen politischen Freunden. Und natürlich, wenn man dann nicht mehr links sein will, muß man auch sagen, daß man dann auch kein Freund der Kommunisten ist. Um an mehr Leute heranzukommen, gebe ich das und das auf. Deine Entwicklung von »Lotta Continua« bis »grün«, bis zu einer Öffnung zu der Industriellen, Liberalen und Konservativen, hat dazu geführt, daß du einige Positionen aufgegeben hast. Es ist schon recht, wenn man manchmal Positionen aufgibt, aber wenn die Aufgabe immer in die gleiche Richtung geht, wird's für mich problematisch.

Langer: Ich möchte gerne wissen, welche Positionen aufgego-

ben worden sind? Ich möchte sagen, daß von der politischen Kultur finde ich richtig. Ich fühle mich engagiert für eine politische Kultur des »Mauer-Überspringens«. Ich habe in Südtirol mühevoll gelernt, die ethnische Kultur aufzugeben. Das wird mir oft vorgeworfen. Mir scheint, da habe ich seit der Zeit von »Lotta Continua« sehr viel Neues gelernt. Mich hat einmal jemand nach einem augenscheinlichen Beispiel gefragt, 1975 oder 76 habe ich einmal gegen die Erhöhung der Benzinpreise demonstriert. Heute hingegen würde ich theoretisch lieber für eine Erhöhung der Benzinpreise stimmen. Auch für etwas, von dem ich weiß, daß es unmittelbar auch soziale diskriminierende Auswirkungen hat. Eine Verteuerung der Energie wäre zu befürworten, um einen Abbau von Produktivismus und Konsumismus zu erreichen. Es ist gesagt worden, muß »grün« nicht notwendig antikapitalistisch sein. Ich glaube, ja. Mir scheint im gewissen Sinn, daß eine grüne Kritik tiefer an eine Wurzel geht, als eine sozialistische Kritik. Die sozialistische Kritik hat immer wieder die Forderung vertreten, Traktoren statt Panzer, aber im großen und ganzen, die produktivistische Linie durchaus vertreten.

Grüner: Da tauchen für mich Mißverständnisse auf. Es ist eine Sache, Positionen zu überdenken, und eine andere, Positionen aufzugeben. Ich bin auch dafür, daß in der Linken eine Diskussion stattfinden muß, von der Technologievergötzung bis zum Wirtschaftswachstum. Du aber setzt Linke und Rechte gleich. Sie seien beide für die Technologie und beide für das Wirtschaftswachstum. Du vergißt dabei, daß zwei grundverschiedene Anliegen dahinterstehen.

Langer: ... das kommt darauf an ...

Grüner: Meiner Ansicht nach, geschah dies bei den Linken aus humanen Interessen, abgesehen von Auswüchsen, die es gegeben hat ...

Langer: Ja, aber millionenfach ...

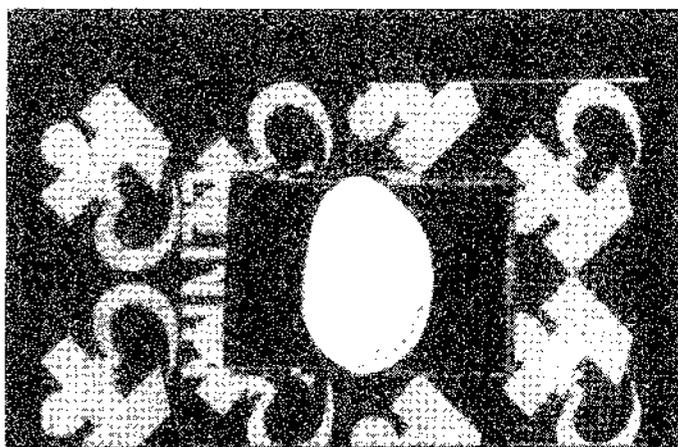
Grüner: Und auf der anderen Seite gibt es das Interesse, das die kapitalistische Industrie hatte, das ein Profiteurinteresse war ...

Langer: Mir scheint, das ein gedanklicher Fehler darin liegt, daß du jetzt Industrie und Konservative ins selbe Eck stellst. Ein Versuch, den wir bei dieser Tagung gemacht haben, war, dort einen kleinen Keil hineinzutreiben. Der Versuch, den wir gemacht haben, war, nicht die Spitze von der Basis zu trennen, sondern auch an der Spitze zu unterscheiden, und sich zu fragen, gibt es auch dort Konservative, die im gewissen Sinn den Markt und die Ausdehnung und Beherrschung des Marktes bekämpfen, oder haben sich alle, um den Kommunismus zu verhindern, verbündet? Es ist heute eine autonome konservative Position auf politischer Ebene kaum vertreten. In dem Sinn, müßte man heute in Südtirol sagen, daß der, der am besten den Widerspruch repräsentiert, ist wahrscheinlich wirklich der Rampold. Der einerseits über jeden neuen Skilift wettert, der aber andererseits nicht bereit ist, die Interessen der Hoteliers in Frage zu stellen, die diesen Skilift ja wollen.

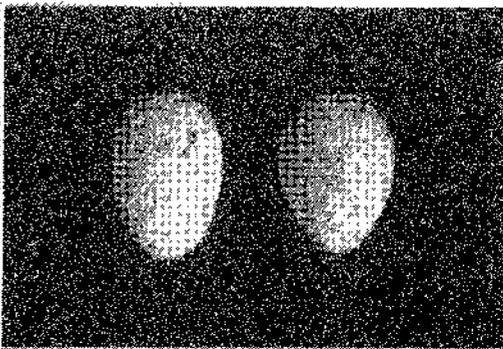
Grüner: In diesem Sinne muß grüne Politik notwendig auch antikapitalistisch sein.

Langer: Auch die Gewerkschaften, die antikapitalistisch sein müssen, weil sie die Seite vertreten, der die meisten Nachteile aus dem Kapitalismus erwachsen, geben keine großen antikapitalistischen Sprüche von sich. Ich weiß nicht, ob das Problem nicht doch nur ein »Stallgeruch«-Problem ist. Daß man gewissermaßen fordert, fast wie eine Art Bekenntnis, mach' das Kreuzzeichen und sag' dazu, daß das eine antikapitalistische Forderung ist.

Grüner: Ich habe die AL immer aus einer linken Tradition heraus verstanden und ich sehe nun, daß linkes Gedankengut zurückgedrängt wird. Es fängt an bei meiner Mutter, die es sympathisch findet, daß Umweltschutz gemacht wird, die aber kein ausgeprägtes antikapitalistisches Bewußtsein hat, und die sagen würde, Unternehmer braucht's weiterhin. Es geht weiter zu den

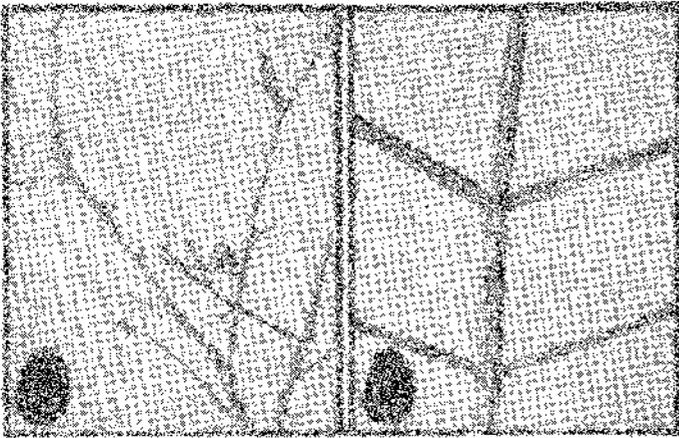


Die Arbeit des Naturfreundes



Brunecker Alternativen, wo man fast sagen könnte, alternativ ist gleich esoterisch, ist leicht mystisch, und die wahrscheinlich auch die Position vertreten, Industrialismus und Kapitalismus sind nicht notwendig ausbeuterisch. Man muß, glaube ich, nicht immer das Kreuzzeichen machen, aber nicht auch noch zu Mißverständnissen Anlaß geben.

Langer: Ein kleines Beispiel: Der Gemeinderat von Bozen hat letzte Woche einen Antrag mehrheitlich genehmigt, daß die Gemeinde Bozen gegen Wackersdorf protestiert, indem sie sagt, wir fühlen uns von Wackersdorf bedroht. Das ist durchaus eine recht ungewöhnliche Mehrheit. Wir haben dafür gestimmt, ebenso die Kommunisten, ein Neofaschist und die meisten



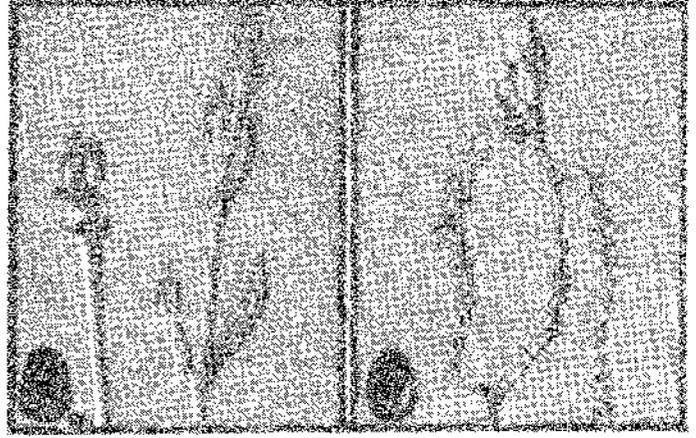
Volksparteiern mit Ausnahme des Fraktionssprechers. Dagegen gestimmt haben alle Democristiani, die meisten Neofaschisten, und die Republikaner ... Das hat gezeigt, daß zu gewissen Fragen, und auch das Atomreferendum wird das jetzt zeigen, daß die DC am Schluß lieber als auf der Verliererseite zu stehen, dann sagt, das macht eh nichts aus ... Daß aber gewissermaßen die festgefahrenen Polarisierungen permanent so organisiert sind, daß sozial verträgliche und umweltfreundliche Mehrheiten eigentlich schwer zustande kommen. Irgendwo muß also etwas nicht stimmen ... Ist es, weil die Leute dumm sind?

Sauer: Wir haben versucht, in unserem Skolast-Artikel, darauf hinzuweisen, daß unabhängig davon, ob sich Eitkeiten ändern, Mehrheiten gefunden werden, wenn man sich z.B. das Referendum für die Ehescheidung anschaut, wo trotz Kirche und DC eine Mehrheit zustande kam. Ich glaube, daß sich Wählerschichten verschieben und der MSI zeigt es eklatant, ohne daß er sich anders heißt. Ich glaube, man muß schon aufpassen auf der Ebene der Symbolik zu arbeiten.

Langer: Ich darf wirklich jemand von euch einladen, unsere konkreten politischen Positionen überall dort, wo wir als politische Repräsentanten agieren, d.h. also im Landtag und in den Gemeinden, daß man diese Arbeit einmal näher ins Auge faßt, denn ich beanspruche zum Beispiel, daß wir uns als einzige bemühen, zu fast allen sozial relevanten Gesetzen uns vorzubereiten, mit den Interessierten in Kontakt zu treten, daß wir überall dort, wo es um inhaltliche Positionen geht, wo z.B. entschieden wird, wer durch bestimmte Dinge gefördert oder benachteiligt wird, daß wir uns dort schwer den Vorwurf machen lassen können, aufgegeben zu haben. Es stimmt, daß von dem vieles nicht an die Öffentlichkeit dringt. Es stimmt auch, weil vorher das Problem der Arbeitslosigkeit angesprochen wurde, daß wenn jemand darüber nur oft redet — und wir haben viele Vorschläge zu einem Beschäftigungsprogramm gemacht — daß dadurch noch kein Arbeitsplatz gewonnen ist. Wir haben uns jetzt vorgenommen, innerhalb Jänner noch einmal die Thematik »Arbeit ADE?«, Umbau der Arbeit, Konversion der Arbeit, aufzuwerfen.

Ich möchte dann einen Denkvorschlag einwerfen. Zum Beispiel

jetzt bei der »TECNOPAN« kündigt sich ein großer Konflikt an. Die »TECNOPAN« ist eine zweifellos gesundheitsschädigende und umweltschädigende Fabrik. Gesundheitsschädigend für die Arbeiter, die drin sind, gesundheitsschädigend für die, die in der Industriezone arbeiten. Sie wird vom Eigentümer sicher bewußt so gelassen, weil er im Grund die Fabrik schließen lassen möchte und daraus eine Grundstücksspekulation machen will. Wir müssen der Unternehmer zwingen, die Umweltschäden durch Filter und ähnliches zu reinigen. Es gibt noch keine eigenständige Position unter den Arbeitern die sagt, lieber vergiften als arbeitslos. Aber das wird kommen; der Unternehmer wird erpresserisch genug vorgehen. Ich möchte einen Vorschlag



mit den Arbeitern und anderen Leuten diskutieren, wenn die Fabrik geschlossen wird, neben der Ausgleichskasse anzubieten, daß alle, die wollen, eine Art Schrebergarten zur Verfügung gestellt bekommen. Das heißt also ein Stück Selbstversorgung in die Hand nehmen zu können, wenn sie es wollen. Ich frage mich, ob die Arbeitsplatzpolitik, die bis jetzt betrieben wird, nicht im Grund eine Förderungspolitik ist, die im Grenzfall und der ist nicht so selten, lieber umtütze oder gar schädliche Arbeitsplätze fördert bzw. deren Erhaltung fördern muß, weil dies immer noch besser empfunden wird als die Arbeitslosigkeit.

Jüngstes Beispiel: siehe »SANIN« also »SAMA I.T.C.« in Mezzocorona, wo viele Arbeiter einfach gesagt haben, man soll endlich aufhören, ihnen auch vom Tod ihrer Arbeitskollegen zu erzählen, die an Krankheiten, die sie sich in der Fabrik zugezogen haben, gestorben sind, man soll sie in Ruhe arbeiten lassen. Die Frage ist, ob man das Problem der Beschäftigung mehr in Richtung Selbstversorgung, in Richtung neuer Aktivitäten, besonders im engen Kontakt zur Landwirtschaft und mehr kooperatives Unternehmertum entwickeln soll, d.h. also, selbstverwaltete Kleinbetriebe fördern soll.

Feichter: Habt ihr dazu schon Projekte ausarbeiten lassen?

Langer: Wir haben das oft schon getan, vielleicht ist dir das nicht bekannt. Wir haben 1983 zu diesem Thema eine Tagung mit dem Titel »Arbeit ade?« veranstaltet, wo dieses Thema geballt und gebündelt behandelt worden ist. Wir haben im Landtag oft in Form von Anträgen und Änderungsvorschlägen und Tagesordnungen darauf hingewiesen. Leider finden die Medien solche Dinge im allgemeinen uninteressant, ganz gleich wer sie aufwirft. In dieser Hinsicht, also Arbeitskonversion, haben wir viel getan, da muß offensichtlich ein Informationsdefizit bestehen, weil es uns ein großes Anliegen ist. Wir haben zum Beispiel gefördert, daß man die wenigen Genossenschaften anhört, das haben wir nicht alleine verlangt, auch die Kommunisten und zum Teil die Arbeitnehmer in der SVF wollen das, ich meine die Genossenschaften in Brixen, jene in Terlan und auch die im Vinschgau. Man könnte natürlich viel mehr tun, wenn wir mehr Leute hätten, die aktiv etwas machen.

Immerhofer: Ich wollte zu dem etwas dazusagen, es geht nicht

einfach nur über die Institutionen zu arbeiten, man ist in der Institution sehr aufmerksam, und alles kann auch die Alternative Liste nicht leisten, weil sie zu wenig Geld hat. Da muß schon allerdings im Vorfeld der Bewegung etwas passieren, und erst dann bist du in der Institution drinnen gestärkt. Wenn irgendetwas entsteht, oder im Aufbau begriffen ist, und das durch die Institution weitergetragen wird, hast du wahrscheinlich weitaus mehr Resonanz. Wenn du einfach nur einen neuen Vorschlag einbringst, ohne daß sich in der Öffentlichkeit viel abspielt, wirst du ständig niedergestimmt werden. Und dann kann man wirklich nicht der AL die Schuld daran geben, sondern das ist einfach eine objektiv schwierige Situation.



Und wir sind, glaube ich, in diesem Bereich noch schwach. Was übernimmt man zur Umstrukturierung der Industriegesellschaft, nicht nur wir als AL, sondern allgemein? Weil wir mit den Kräften der Wirtschaft und deren Interessen konfrontiert werden. Ich mache nur ein Beispiel. Nylonsäcke. Was hat man da schon alles versucht in der Institution, um eben davon wegzukommen, und das ist wirklich gescheitert meiner Meinung nach, daran, daß die Interessen der Wirtschaft berührt worden sind. Aber es gibt noch einen anderen Weg, daß man die Nylonsäcke einfach versucht, nicht mehr zu verwenden und das wird dann auch eines Tages institutionalisiert werden, vielleicht ist das auch der richtige Weg.

Langer: Noch ein Beispiel dazu. Wir haben um diese Idee zu forcieren, 1984 eine Tagung über »Netzwerk — eine Idee« organisiert. Das war leider ein Fehltag, denn es hat niemand was daraus gemacht. Eine anderen Tagung, die wir so gemacht haben, das war die »Dritte-Welt-Tagung«, die hingegen erfolgreich war, und es ist dann daraus das »Dritte-Welt-Zentrum« entstanden.

Ratzer: Ich möchte noch etwas zur Arbeit in den Institutionen sagen, zur Arbeit in den Gemeinden und im Landtag. Soweit ich das verfolgt habe, kann ich mit den Initiativen, die dort gemacht werden, wirklich einverstanden sein. Was ich aber nicht glaube, daß die Sachen, die man jetzt initiiert hat, z.B. die Tagung »Wie konservativ sind Grüne, wie grün sind Konservative?«, und die Sache mit dem Ratzinger-Paper, daß diese Sachen keinen Einfluß auf das politische Handeln haben, weil ich sie als Tendenz sehe, und sie werden zwangsläufig Auswirkung auf das politische Handeln haben. Man kann nicht was man im Kopf weiterdenkt und was man nachher handelt einfach so voneinander abtrennen. Z.B. die Aktion mit dem Flugblatt, war kein Akt innerhalb der Institution, aber doch ein politischer Akt. Wo es um die Bombenanschläge in Meran ging, wo aufgefordert wurde, ein Konto zu eröffnen, um den Bombengeschädigten Hilfe zu leisten. Und da habe ich auch zum ersten Mal in einem politischen Flugblatt die Anknüpfung an das traditionellbewahrende gefunden, in dem Symbol der »Abbrändlerhilfe«, was ich ja noch als Gag verstehen könnte, würde ich nicht wei-

ter unten von Nachbarschaftshilfe lesen. Ich muß sagen, daß nichts gegen Nachbarschaftshilfe habe, daß ich es aber problematisch finde, daß auf einem politischen Papier zur Nachbarschaftshilfe aufgerufen wird, wo das doch alle konservativen Parteien machen und das nicht weil sie konservativ sind, sondern weil sie ein sehr großes Interesse daran haben, daß beim Budget gespart werden kann, und daß man das Problem durch Initiativen wie »Nächstenliebe« und »Nachbarschaftshilfe« lösen kann.

Sauer: Ich möchte noch einmal beim Punkt über das festgefahrene Bewußtsein von Schlagwörtern einhaken, obwohl ich glaube, daß man außerdem auch anders handelt, und nicht so han-

delte wie man es vor einigen Jahren getan hat. Ich habe schon das Gefühl, daß da eine Angst besteht, die Sachen beim Namen zu nennen. Ich glaube dafür gibt es möglicherweise einen Grund. Der AL ist es durch das Festlegen von programmatischen Leitlinien in Richtung Öffnung zu den Konservativen noch einmal gelungen, alle zusammenzuhalten. Mir kommt vor, daß sich zwischen einem aus der linken Tradition und auch der feministischen Tradition kommenden Flügel, einerseits und einem, ich will es einmal geographisch benennen, Flügel der Bruncker Grünen andererseits, irgendwann einmal eine Kluft aufzum wird. Ich finde es schade, wenn man die Sachen nicht mehr beim Namen nennt ...

Du sagst, im konkreten Fall der »Fecnopan« gibt es Unternehmerinteressen, aber gleichzeitig fällt das Wort »Kapitalismus« nicht mehr, oder es werden Unternehmerinteressen nicht mehr als solche benannt. Es ist auch glaube ich, von der Detailarbeit in den Gemeinden und im Landtag, über die vorher gesprochen wurde, in den programmatischen Leitlinien wenig zu hören.

Langer: Ich möchte noch einmal auf die »Abbrändlerhilfe« zurückkommen. Ich weiß nicht genau, was euch daran stört. Ich glaube, daß es wichtig ist, daß die bedrohten Leute merken, daß ihnen gegenüber kein Vertreibungswunsch herrscht und sie merken, nicht alle »tedeschi« wollen sie hinaushaben, und alle Italiener wollen am liebsten eine Bürgerwehr um sie bilden. Wir haben lange diskutiert, weil es darüber sehr verschiedene Meinungen gibt, die meisten Meraner in der AL waren dagegen und wahrscheinlich ist die Aktion dadurch zu spät und unwirksam gestartet worden. Man muß jetzt weiter schauen, welche Resonanz sie findet, wieviele Leute konkret daran teilnehmen. Ich glaube, weil wir vorher von politischer Kultur gesprochen haben, daß man versuchen mußte, Begriffe und Aussagen zu gebrauchen, zu denen sich die Leute jedesmal mit neuen Augen stellen und nicht von vorneherem sagen können, wenn z.B. das Wort »Solidarität« fällt oder »Kapitalismus«, dann blinkt ein »Lampel«, weil sie wissen, da sind sie dafür oder dagegen. Als Autor des Begriffs »Abbrändlerhilfe« muß ich sagen, daß dieser Begriff schon verankert ist, und meint, daß jemand, wenn er etwa seinen Hof durch einen Brand verloren hat, auch die Hilfe

der anderen braucht. Mich wundert, daß dies als negativ angesehen wird.

Ralsen: Ich finde den Begriff nicht negativ, sondern ich finde es negativ wegen dem, was es nicht bedeutet, nämlich: daß hier die öffentliche Hand nicht aufgefordert wird, einzusteigen und ein Zeichen zu setzen.

Langer: Das Land wird, wenn genügend politischer Druck entsteht, eingreifen, es hat ursprünglich schon nein gesagt, was jetzt immer schwieriger wird. Wir müssen leider zu unserer aller Schande sagen, daß die Faschisten die ersten waren, die das vom Land gefordert haben. Ich und etliche andere Leute, auch die Kommunisten und Sozialisten, und auch einige in der Volkspartei sind zur Überzeugung gekommen, daß wenn man nicht auch öffentliche Zeichen setzt gegenüber den von Attentaten Bedrohten und Geschädigten, daß dann der Schaden wirklich nicht mehr gut zu machen ist.

Ladurner: Es wird dauernd so getan, als ob die Begriffe neutral wären ...

Langer: Eben nicht ...

Ladurner: Man spricht von »Abbrändlerhilfe« und das heißt aber mehr, ich sehe in einer Tradition, die die öffentliche Hand zurückweist, die sagt, »organisieren wir private Hilfe« ...

Langer: Es steht im gleichen Text vom Flugblatt drinnen, und ich bitte nun wirklich das zu lesen wo es heißt, »tun wir etwas, um die öffentliche Hand zu zwingen, etwas zu tun.«

Ladurner: Ich kenne den Text nicht, und ich kann hier nur von meinem Eindruck sprechen, daß hier mit Begriffen gearbeitet wird, als seien sie neutral, wo doch bestimmte Inhalte damit verbunden werden.

Langer: Es gibt auch bei uns eine Diskussion über die Frage, wie weit soll der Sozialstaat gehen, wie weit Nachbarschaftshilfe, wie weit Entstaatlichung. Das ist eine Sache, die noch zum guten Teil unausgegrenzt ist, auch außerhalb von Südtirol. Wenn ich auch richtig verstanden habe, geht es auch um eine Diskussion, kommt ein »Reaganismus«, und das halte ich für eine Auseinandersetzung, die sich auch lohnen würde auszuweiten, und aufzugreifen.

Ralsen: Ich möchte aber noch hinzufügen, daß es glaube ich so ist, daß Begriffe wie »Nachbarschaftshilfe« von einem gewissen Eck her schon besetzt sind und ich denke so wie sie besetzt sind, muß man klären, wie man sie meint. Ich glaube nicht, daß der Appell an den Staat die einzige Lösung ist, aber das, was wir denken, unter mit anderen Formen von Substanz verstehen, ist sicher etwas anderes als sich jene vorstellen, die man mit der Aktion »Nachbarschaftshilfe« ansprechen will.

Walter: Ich möchte noch einmal auf die »Technopark« zurückkommen, weil ich glaube ein Punkt ist, wo sich die Geister scheidend. Alexander, wenn du von mir einen guten Rat willst, dann geh nicht hinunter und mach den Vorschlag mit den Schrebergärten, sie werden dich auslachen.

Langer: Ich werde auch nicht hinuntergehen, aber ich suche ein paar Arbeiter, die die Sache aufgreifen ...

Walter: Mit einem Schrebergarten garantierst du den Arbeitern höchstens das Überleben für einen Tag im Jahr, das ist auf keinen Fall eine Lösung, ebensowenig wie die Lohnausgleichskasse, denn wir wissen genau, die Arbeiter in der Lohnausgleichskasse bringen sich um vor Verzweiflung. Wieso ist man nicht so mutig, und sagt dem Landtag, die einzige Lösung gegen einen Unternehmer, der seine Pflicht als Unternehmer weder gegenüber den Arbeitern noch gegenüber der Bevölkerung erfüllt, soll enteignet werden ...

Langer: Volkkommen einverstanden. Wir haben wirklich bei jedem Subventionsgesetz die Anträge gestellt, daß wenn die Subventionen zweckfremd werden oder z.B. das Beschäftigungsniveau nicht gehalten wird, dies geschieht. Wir wollten auf jeden Fall Klauseln einbauen, daß wer Geld kriegt um 25

Arbeitsplätze zu schaffen, er diese 25 Arbeitsplätze auch erhalten muß. Es ist leider real in den meisten Fällen nicht durchzusetzen.

Walter: Ich glaube, es bleibt auch ein Signal, wenn man das gut begründet, dann sagen die Leute, Moment, das ist ja wahr, der Unternehmer handelt hier unverantwortlich. Und man kriegt Sympathie für die Forderung. Wenn du Schrebergärten forderst, dann tust du ein Pflaster drauf, und die Sache geht weiter...

Langer: Deine Forderung ist eine plakative Forderung, und die andere ist eine Frage, ob man den Industriearbeitern eine Möglichkeit geben will, ein soziales Umfeld, eine Möglichkeit der Selbstversorgung zu eröffnen oder nicht. Ich bin z.B. überzeugt, daß so lange ein Übergang von Industrie auf Landwirtschaft als undenkbar gesehen wird, solange das als eine Zermürung an die Arbeiter gesehen wird, kann von Konversion nicht die Rede sein. Solange die Industriekultur so stark ist, daß ein Übergang von Industriearbeit auf einen landwirtschaftlichen Arbeitsplatz als Degradierung empfunden wird, dann stimmt etwas nicht.

Walter: Unter Landwirtschaft ist nicht nur die unmittelbare Produktionsmasse zu verstehen, sondern auch die Produktionsverhältnisse. Und wir wissen genau, daß in einer landwirtschaftlich organisierten Gesellschaft, die Produktionsverhältnisse und die gesellschaftlichen Verhältnisse im argen sind.

Langer: Ich weiß nicht, ob die industriellverfaßte Gesellschaft die beste ist ...

Walter: Nein, sie ist sicher nicht die beste aller Gesellschaften, aber sie ist meiner Meinung nach sicherlich besser als die landwirtschaftlich verfaßte Gesellschaft mit ihren feudalen Zügen ...

Langer: Ich weiß nicht, ob deine Überlegung richtig ist. Genausowenig wie die industrielle Gesellschaft ein Synonym für kapitalistisch sein muß.

Walter: Vielleicht noch ein Schlußwort ...

Langer: Unter dem gemeinsamen Absingen der »Internationale« schloß die Diskussion ...

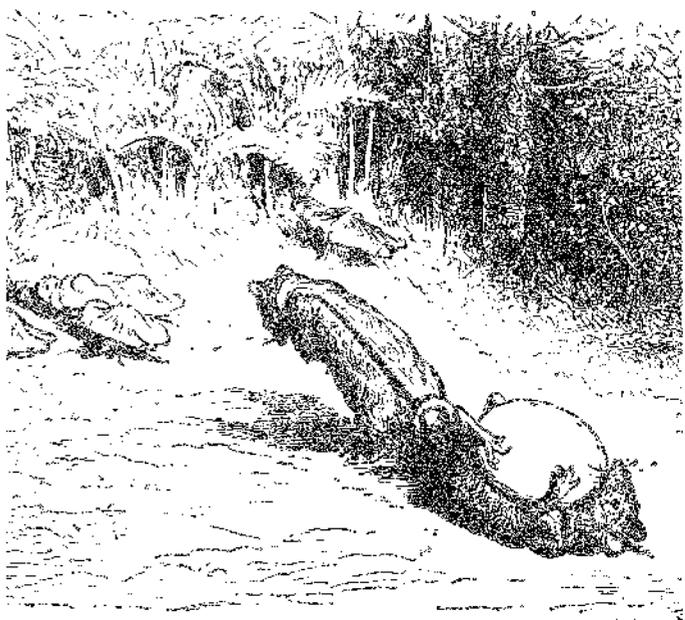


Abb. 1. Zwei Matien bestärken ein Fuhrwerk.

Nach einer Zeichnung Guitav Dorés aus Lafontaines »Fabeln«

stimmt es, daß sie jeglicher obrigkeit abhold sind
 und trifft es zu, daß sie gesetze und verbote als unzumutbare zwänge einstufen?
 wir haben gehört, sie würden den unterricht zur verführung mißbrauchen — geistig, zumindest.
 überkommene vorstellungen, wie sie uns heilig sind,
 sollen für sie nichts gelten
 und in den köpfen der schüler stiften sie verwirrung, sodaß sie gut und böse nicht mehr unterscheiden können.
 sie werden vorstehen, daß wir um unsere kinder besorgt sind.
 lehren sie lieber anderswo, muß es grad bei uns sein

sprach der besorgte elternrat,
 angeführt von einem laubkaufmann und einem rechtsanwalt,
 als im jahre 1973 meine rückversetzung nach bozen
 an das ihnen wertige gymnasium rechnens anstand
 und nicht zu vermeiden schien.

nur zwei fragen wagten sie nicht offen zu stellen,
 obwohl sie ihnen von der stirn abzulesen waren.
 »ist ihr sexualleben abartig?«
 »glauben sie an gott?«
 (abartig meinte ausschweifend
 und die koschere antwort auf die zweite
 frage
 hätte JA gelauret.)

stimmt es, daß du mit konservativen und kirche paktierst?

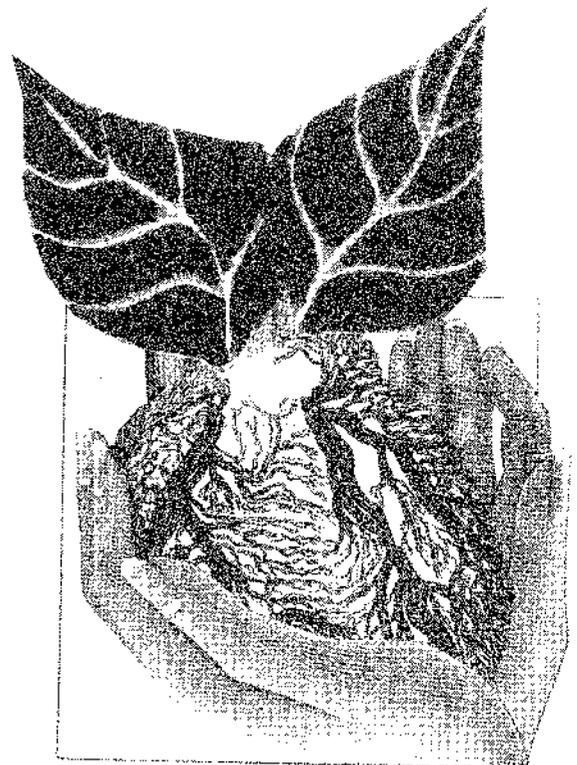
und trifft es zu, daß du die einheit der linken sprengen willst?
 wir haben gehört, du würdest politischem einfluß zur verführung mißbrauchen — ideologisch, zumindest.
 überkommene vorstellungen, wie sie uns heilig sind,
 sollen für dich nichts gelten
 und in den köpfen der massen stiftest du verwirrung, sodaß sie gut und böse nicht mehr unterscheiden können.
 du wirst verstehen, daß wir um die genossen besorgt sind.
 muß diese verunsicherung grad bei uns sein?

sprach der besorgte hohe rat der vereinigten linken,
 versammelt in der skolast-redaktion,
 als im jahre 1987 von grünen, konservativen, gewerkschafts-austritt
 und anderem die rede war
 und nicht mehr zu bannen schien.

nur zwei fragen wagten sie nicht offen zu stellen,
 obwohl sie ihnen von der stirn abzulesen waren.
 »ist dein sexualleben abartig?«
 »und — glaubst du an gott?«
 (abartig meinte keusch
 und die koschere antwort auf die zweite
 frage
 hätte NEIN gelauret.)

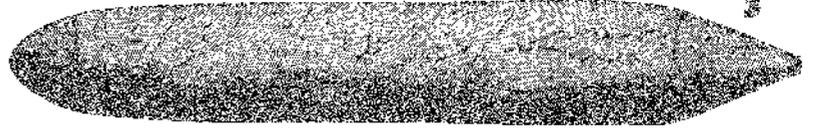
das urteil war in beiden prozessen schon vorher
 in ihren gazetten gestanden.
 doch einen weiteren unterschied gab's:
 im volkstribunal war man
 per du.

oktober 1987



WARUM ÖKOLOGIE NICHT:

Aus eigener Fabrik **POLITIK** ; . .



Im letzten »skolaste« findet der Leser drei Beiträge, die sich mit Aspekten der politischen Diskussion bei den und rund um die (italienischen) Grünen auseinandersetzen.

Ansatzpunkt für den ersten Aufsatz (Ladurner/Sauer: Das Ganze liegt in der Mitte) bot ein Referat Alexander Langers, das dieser zur *Einstimmung* (so auch der Titel) zu Beginn der Dialogtagung »Wie konservativ sind Grüne -- wie grün sind Konservative?« im April 1987 vortrug. Daß Langers' Text eine Einstimmung, ein Aufwerfen von Fragen und ein zu einer Diskussion anregendes Anschneiden von Themen der Ökologie und grüner Politik (die dann von einem Dutzend von Referenten näher behandelt wurden) war, ist für das Verstehen des Textes wichtig. Das lassen Ladurner und Sauer aber unberücksichtigt, und auch der Beitrag der autonomen Frauengruppe in der SH (Leben statt Überleben) wird aus diesem Grunde in einigen Punkten den Aussagen Langers nicht gerecht.

Ich möchte nun keine in sich geschlossene Abhandlung versuchen, sondern — meinem Verständnis von politischer Auseinandersetzung als *Dialog* entsprechend — einige Aussagen der Beiträge zu »Grünzege« (so die skolast-Redaktion) aufgreifen und, dort beginnend, einige Gedankenfäden spinnen.

Kurz vorweggenommen: Die meisten Aussagen in Ladurners und Sauer's Beitrag, und der Artikel Feichtners zur Gänze, sind von jenen »Scheuklappen« und »eingefahrenen Rasteren« bestimmt, die es zu überwinden gilt beim Aufbau eines neuen theoretischen und praktischen Verhältnisses zwischen dem Menschen und dem Rest der Natur: bei der Erarbeitung einer neuen Naturphilosophie, die den unheilbringenden — und dem Wesen des Menschen nicht gerecht werdenden — Anthropozentrismus überwindet, und beim Entwickeln von Grundlagen für eine ökologische Politik (in allen Bereichen, nicht nur beschränkt auf den Umweltschutz) und bei ihrer Verwirklichung.

»Grüne Politik«: ohne starres Denkschema

Ladurner, Sauer und Feichter unterstellen Langer ein fixes Denkschema: »die Mitte suchen zwischen zwei Polen, zwischen fortschrittlich und konservativ« und »nicht links -- nicht rechts«.

Eine solche Absurdität aus Langers Text herauszulesen, kann nur jemandem passieren, der hingegen selbst in den genannten dogmatischen Kategorien und nach dem Schema »links — Mitte — Rechts« denkt oder gar zu denken sich beschränkt. Ladurner und Sauer geben sich die Mühe, »Langers Position« zusammenzufassen, und sie glauben auch noch, daß das, was sie dem Leser vorlegen, Langers Gedanke »ohne Verkürzung« sei. (Ich kann jedem/r Interessierten nur empfehlen, sich Langers Text — und auch andere Aufsätze, ergänzende, aus seiner Feder — selbst zu lesen; erhältlich im Fraktionsbüro des Anderen Südbüro.) In Langers Aufsatz (Vortrag) geht es nämlich gerade nicht darum, die Mitte zu suchen zwischen »fortschrittlich« und »konservativ«, also das Grüne in ein Schema bestehender Ideologien einzuordnen, sondern um eine Begründung ökologischer Denkens und Handelns jenseits (oder besser: diesseits) der ge-

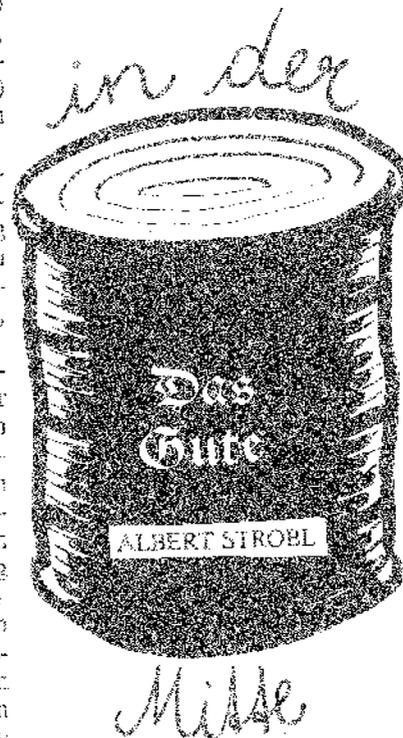
nannten Pole, um ihre »Überwindung«, um ein eigenständiges »Grün« eine Notwendigkeit dies, wenn man bedenkt, wie alle traditionellen politischen und die meisten sozialen Kräfte »sich's im Bestehenden gerichtet« haben und die Möglichkeit eines »Grundlegend-anders-werdens« nicht mehr sehen (wollen): das Denken in Kategorien des Wachstums, der Grenzenlosigkeit, des Nehmens (aus der Natur) ohne Pflicht, auch zu geben (Natur bloß als Ressource für den Menschen), des Verlagerens des Problems in die Zukunft oder an einen anderen Ort (z.B. in die Dritte Welt) und anders mehr ist überall zu finden. Ich will

jetzt nicht eine Geschichte des praktischen Größenwahns dieses (industrialistischen, scientizistisch-technizistischen) Denkens und Handelns in diesem Jahrhundert zeichnen. Wo Umkehr und Suche nach grundlegend anderen Wegen gefordert ist, stört unsere Ökologie absichtlich: unsere Zivilisation auf den Abgrund zu. Der Optimist: »Es ist noch nicht zu spät. Auf jeden Fall aber müssen wir bremsen, stehenbleiben und gründlich nachdenken«. Darin liegt die Bedeutung des in vielen Bereichen geäußerten grünen »Nein, danke«.

»Rot« und »Grün«, die Linke und die Ökologiebewegung

Es gibt viele Gemeinsamkeiten, vieles haben Grüne von den Linken geklaut und übernommen. Es gibt aber ebenso Unterschiede und ein grundsätzliches »Nein, danke« der Grünen. Nicht etwa, weil Grün eine »Frage der Strategie« wäre, wie Ladurner und Sauer mißverstehen, sondern weil: »die bisherige Geschichte und Vorstellungswelt der Linken gerade mit jener Wachstumsökonomie, mit jener Technologievergötzung, mit jener Zentralisierung und großplanctarischen Steuerung von Ressourcen, mit jenem Fortschrittsglauben verbunden (ist), die dazu geführt haben, daß auch die Proletariat und Entrechteten den

industrialisierten Weg als notwendige Linienstraße zu ihrer sozialen Emanzipation angenommen und häufig sogar gefordert und gefördert haben. Wo Menschen immer mehr zu Anhängseln oder Teilen von technischen und sozialen Maschinen werden, hat die Linke allzuoft nur den Posten des Maschinisten gefordert (...) — und das hat sich bis heute noch nicht wesentlich geändert.« (Langer, Zur Einstimmung) Die so beschriebene Haltung läßt sich in der Theorie und Praxis linker Parteien und Gewerkschaften reichlich oft finden, und genauso oder ähnlich in der »linken« Philosophie, wonach der Bereich des wahren Menschseins (in Freiheit) erst nach dem Bereich der (notwendigen) Arbeit beginnt: als ob das wahre Menschsein erst in seiner Absonderung von der Natur, in seinem Sich-Überheben über die Natur, also jenseits seiner materiellen Interaktion mit der Natur möglich sei. Ist nicht gerade dieser Gedanke ein gutes Beispiel dafür, wie nötig es ist, eine neue Naturphilosophie samt neuem Menschenbild zu fördern, die Leitlinie für ein Leben des Menschen in den Zusammenhängen der Ökologie bietet? (Es gäbe dafür einige Ansatzpunkte in der Philosophiegeschichte, doch jene Denken werden ja z.B. von »Linken« als »ideali-



stern« nicht ernst genommen und von den gängigen Wissenschafts- und Erkenntnistheorien als »Anti-Rationalisten« belächelt.)

Die Linke, die in ihrer Kapitalismuskritik das Streben nach Profit als Antrieb für die materielle Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft sieht, findet in der ökologischen Kritik an dieser Entwicklung einen neuen Ansatzpunkt. Einige Linke begreifen sich nicht mehr auf ihre traditionellen Themen (menschenswürdige Produktionsweise, Befreiung, Gerechtigkeit u.a.), sondern bereichern ihre Kritik an der kapitalistischen Wirtschaft mit ökologischen Argumenten, und einige gehen so weit, daß sie nicht nur den Gegensatz Wirtschaft(sweise) — Mensch (Kapital — Proletariat) vor Augen haben, sondern dem Herrschaftsanspruch der Wirtschaft *den Menschen und die Natur* als Gegenpol entgegensetzen. Im Dialog mit den Grünen haben sich doch einige Linke tiefgehend erneuert; ihr »Links-Sein« hat eine neue Dimension erlangt. Nach ihnen kann man nicht »rot« sein, ohne auch »grün« zu sein.

Doch die übergroße Mehrheit der Linken sieht im »Grünen« noch nur eine Waffe mehr im Kampf gegen das Kapital. Dabei darf die Linke nicht stehenbleiben (Umweltschutz unter die Programmpunkte), genausowenig wie es bei den Angeboten des Kapitals bleiben kann, hier und da umweltschützerische Techniken und Maßnahmen einzuführen. Das ökologische Denken kritisiert die industrialistische Entwicklung (mit ihrer kapitalistischen Form) grundlegend, und so eben auch jene Haltung der Linken, die dem oben kurz beschriebenen anti-ökologischen Menschenbild verhaftet ist und der Ökologie eine zweitrangige Bedeutung beimißt.

Diesem »traditionellen« Menschen- und Weltbild ist besonders Feichter verhaftet, wenn er gleich zu Beginn seines Aufsatzes dem Irrglauben an die Allmächtigkeit des Menschen verfällt:

»Der Schutz der Natur ist doch eine ganz und gar rationale Angelegenheit, sollte man glauben: Der saure Regen fällt — der Baum stirbt — der Hang rutscht — das Dorf wird verschüttet. Alles rational, alles erklärbar (und wenn heute noch nicht, so doch in wenigen Jahren), alles erforschbar, fast alles abwendbar, alles erlernbar.«

Daß der Mensch Entwicklungen auslöst, die er nicht kontrollieren kann (komplexe Techniken, Kernenergie, Gentechnik u.a.) und deren ökologische Folgen er auch nicht abschätzen kann, das geben inzwischen ja schon viele »Macher« dieser Entwicklungen zu. Und daß diese Entwicklungen zumeist undemokratisch sind, sieht man schon daraus, daß sie nicht mehr rückgängig zu machen sind, wenn der Mensch das möchte, daß also die Freiheit der Wahl, die Möglichkeit, sich heute oder morgen (etwa die nächste Generation) *andere zu entscheiden*, konkret nicht gegeben ist. Z.B. atomare Strahlung oder Zerstörung eines Ökosystems.

Die Konservativen und die Grünen

So wie sich im Dialog miteinander Grüne und Linke verändern können (und dies auch getan haben), kann auch aus einer Auseinandersetzung der Grünen mit Konservativen (wohl kaum aber mit den Regierenden unter ihnen, die praktisch den wachstumsorientierten Fortschritt skrupellos antreiben) Fruchtbares hervorkommen.

Wenn »konservativ sein« in Verbindung mit *Bewahren* (Bewahrung schließt Veränderung nicht aus!) gedacht wird, dann ist schon dadurch eine Nähe zum ökologischen Denken erkennbar. Auf das weite Feld der Ansichten darüber, was zu bewahren wenn wichtig ist oder sein kann, und darauf, welche Probleme in einer solchen Auseinandersetzung Grüne — Konservative entstehen können, darauf will ich der Kürze halber nicht eingehen. Ich will nur einen Begriff herausgreifen, der bei Konservativen eine bedeutende (wenn oft auch widersprüchliche) Stellung

einnimmt und der im ökologischen Denken auch wichtig ist: *Heimat*. Ich wähle gerade diesen, weil Feichter schreibt: »Rationalismus aber — und, aus aktuellem Anlaß konkreter Antifaschismus, konkreter Antipatriotismus (...) täte not: Die Börsen und die Schüsse aus automatischen Waffen zeigen doch, daß wer 'Heimat' sät, wenn schon nicht den Krieg, so doch ein Kriegerl erntet.«

(Darüber, wie Feichter »Rationalismus« versteht, will ich gar nichts sagen —, was die Folgen einer oft behaupteten Alleingültigkeit rationalistischen Denkens sind, das können wir aus unserer Umwelt ablesen.)

Warum ein bißchen Heimat gut tut

Was ist »konkreter Antipatriotismus«? Ist Patriotismus etwa mit Heimatliebe gleichzusetzen? Oberflächlicher geht's wohl nicht mehr! Was herauskommt, wenn eine Menschengruppe (z.B. ein großer Teil der italienischen Südtiroler) sich dort, wo sie lebt, nicht in der Heimat fühlt, das kann man ja gerade an diesem Beispiel schon; wenn das Recht auf Heimat gefühlsmäßig oder sogar praktisch (konstitutive Elemente von Heimat sind Arbeit, Wohnung, eine annehmbare Lebensqualität) nicht abgesichert ist.

Und daß auf deutschsprachiger Südtiroler Seite das gespannte Verhältnis zu den »Anderen« (und der latenten und offene Nationalismus auf den Begriff »Heimat« zurückzuführen sei, das kann man jemand behaupten, der die Lage völlig verkennet: da sind andere »Reizworte« wie: Volkstum, Stärke der Volksgruppe, Proporz, zurückdrängen, nebeneinander statt miteinander u.a. die wirkliche Ursachen. Die Südtiroler Volkspartei verbindet in ihrer Propaganda und Kulturpolitik »Heimat« mit bestimmten einseitigen Begriffsinhalten —, das ist offensichtlich und mit eine Ursache für so manche Schwierigkeit in der Südtirolpolitik. Doch nur weil die SVP und auch andere (auch Konservative, aber nicht nur sie) »Heimat« nur einseitig verstehen (wollen), können »wir« sie uns nicht enteignen lassen: Wir müssen den Begriff neu besetzen und neu bestimmen: in der Südtirol-Politik mit dem Inhalt »Südtirol — Heimat für alle« (nicht nur in Worten!) und in Verbindung mit dem Konzept von Territorialautonomie (die für alle, nicht nur für die Minderheit gut ist), und in einem Verständnis ökologischer Politik als einen Bereich, in dem — überschaubar und auf demokratische Weise — eine ökologische Politik in Selbstbestimmung möglich ist. Die Ebene der unmittelbaren Umwelt (Südworte »Öko-Regionalismus« und »Bio-Regionalismus«), der Gemeinde, des Tales, der Region bedarf einer Aufwertung in der politischen und kulturellen Aktion. Erst so bekommt das grüne »Global denken — lokal handeln« einen richtigen Sinn. So kann »Heimat« zu einer weiteren Dimension ökologischen Handelns werden — es ist zu dezentralisieren und nicht nur auf die Machtzentren zu richten —, so wie die Verantwortung des Einzelnen, die praktische Selbstveränderung (das Verhalten im Alltag) eine Aufwertung erfahren hat und für Grüne eine neue wichtige Dimension darstellt. Ich will nicht die Bedeutung des »großen«, zentralen Eingriffs (und die entsprechenden Versuche) für eine ökologische Politik mindern (er braucht z.B. globale und großräumig operierende Umorientierungen, auch Gesetze, bindende Vorschriften, eine andere Machtverteilung im großen), aber die nahezu völlige Beschränkung darauf, die der traditionellen Politik (besonders auch der Linken) anhaftet, muß überwunden werden.

Heimat ist nicht ein »politisch rechtes« Wort.

Doch nun genug der »Predigte«. Ja, Predigt. Oft haben grüne Reden, Aufsätze und Bücher diesen Stil. Dazu wäre vieles zu sagen, vieles zu diskutieren. Doch ist gerade diese (etwas missionarische) Haltung verständlich, wenn man Ökologie als Gesamtsicht der Welt versteht und mit diesem Maßstab die Praxis

des Menschen betrachtet. Auch sind Provokation und Übertreibung eine »beliebte« Methode einer politischen und kulturellen Minderheit (wie es die Grünen sind) und deshalb verständlich (wenn auch nicht in jedem Falle zu entschuldigen). Gerade diese Erscheinungsformen im grünen Denken führen manchmal zu Mißverständnissen, und sie bieten Anlässe für Kritik und Angriffspunkte für politische »Gegner«.

Unterschied der Geschlechter - nur schlecht?

Ich führe abschließend ein Beispiel für ein solches Mißverständnis an, aus dem Beitrag der autonomen SP-Frauengruppe: »Entschieden werden wir uns gegen folgende Idee: 'Vielleicht gäbe es da (daß Konservative grün und Grüne konservativ werden) — meine Bemerkung: Langer sagt im gleiche Zuge »und dadurch beide Pole sich ja auch verändern«, was mir für das Verstehen wichtig zu sein scheint — so ungeheuer viel herauszuholen, (...) die Aufwertung einer Politik des Unterschiedes — der Geschlechter beispielsweise (...)«. Denn ausgehend vom Gedanken der Bedeutung des Unterschiedes der Geschlechter muß man(n)/frau nicht zwangsläufig bei der Politik der Rollenfixierung und der die Frauen diskriminierenden Sozial- und Familienpolitik konservativer Regierender und auch vieler anderer in dieser Frage konservativ denkender Menschen enden. Frauen und Männer können auch ein positives Verständnis vom Unterschied der Geschlechter entwickeln. Neben der (Selbst-)Veränderung der Männer erfordert das auch eine Umorientierung vieler feministisch aktiver Frauen. Ich zitiere dazu aus dem Urschlagstext des Buches »Frauenzimmer. Für eine Politik des Unterschiedes« von Gisela Erler, die bei der Bozner Dialog-Tagung im April mitmachte:

»Erler entwirft in diesem Buch eine selbstbewußte Frauenpolitik der Ungleichheit: daß Frauen anders sind, sieht sie nicht als Mangel, sondern als Chance.

Bisher wollte eine traditionelle Frauenpolitik immer nur die Mauern der — angeblich bloß engen — Frauenwelt einreißen. Gisela Erler schlägt dagegen vor, die verbliebenen Terrains von Frauenmacht als Stützpunkte für Eroberungsfeldzüge ins Feindesland zu nutzen. Es geht darum, daß Frauen ihre Wahrnehmungs-, Lebens- und Arbeitsweise in die Institutionen der Gesellschaft tragen: nicht um zu beweisen, daß sie es so gut können wie die Männer, (Hervorhebung von mir) sondern um zur Abrüstung, zur Devotion der Industriegesellschaften beizutragen.«

Nicht die Angleichung der Frauen an die Männerwelt ist das Ziel, das es anzustreben gilt — eine allzuoft so vorstandene Abschaffung der Diskriminierung der Frauen würde zu kurz greifen —, sondern eine grundlegende Veränderung des menschlichen Lebens. In diesem Sinne muß feministische Kritik und Politik wesentlicher Bestandteil grüner Politik sein.

KÜNSTLER
PORTRÄT



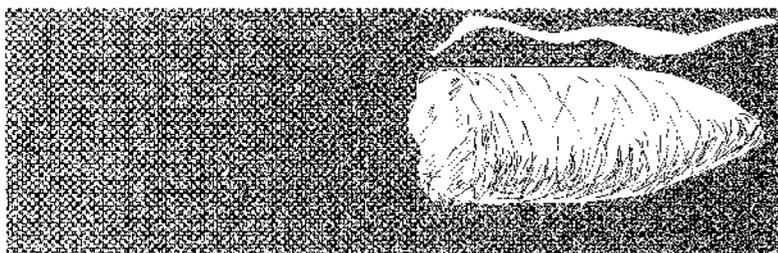
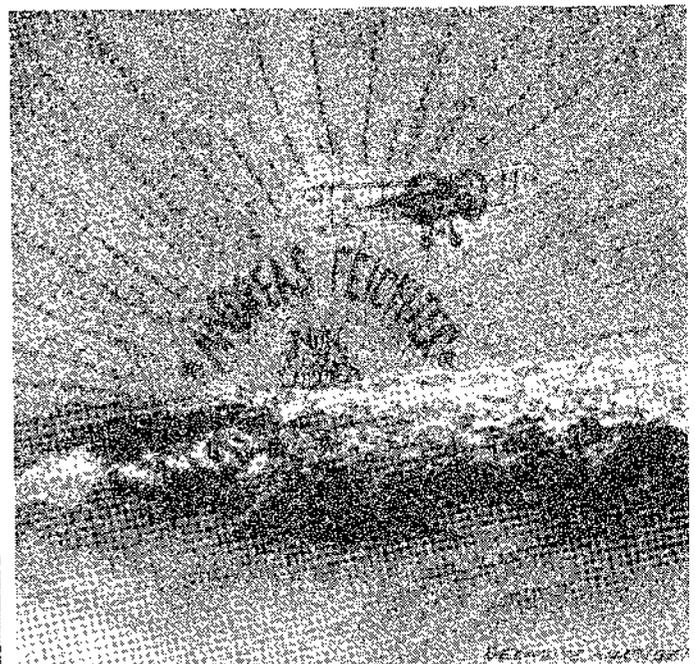
Erich Stecher ist einer aus der Reihe der vielen jungen Vinschger Künstler.

Geboren am 24.4.60 in Mals. Aufgewachsen auf dem elterlichen Hof. Volks- und Mittelschule in Mals. Mit zwei Jahren verliert Erich seinen rechten Arm, als er in den Motor eines Traktors gerät. »Das ist sicher der Grund dafür, daß von klein auf gesagt wurde, du kannst nicht Maurer oder Bauer werden. Ich habe es nie als Behinderung erfahren, sondern ich habe dadurch eine gewisse Freiheit gewonnen.«

Nach zwei Jahren LBA in Meran, wechselt Erich nach Gröden in die Kunstschule. Nach der Matura ein Jahr Studium der Theologie in Wien. »Das war mehr ein Alibi. Ich wäre in Wien fast versumpft.«

Erich geht nach Florenz und studiert dort vier Jahre an der Akademie. Er bezeichnet sich selbst nicht als intellektuellen Künstler, sondern als »Augenviech«. »Ich will nicht verkrampft sein, beharre nicht auf einer Konzeption.« Für ihn sei der Akt des Malens sehr wichtig. Nach Einflüssen oder Vorbildern befragt ist Erich vorsichtig. Von den einheimischen Künstlern sei Hans Eibensberger der, der ihn am meisten beeindruckt, vor allem auch als Persönlichkeit. Außerdem nennt er noch Francisco Goya, dessen Werke er auf einer Reise nach Spanien näher kennenlernt.

Ausgestellt hat Erich bisher wenig. Mehrere Kollektivausstellungen und kleinere Einzelausstellungen in Florenz und Südtirol. Seit zwei Jahren unterrichtet er als Stützlehrer in der Mittelschule von Pred im Obervinschgau. Eine sehr wichtige Erfahrung wie Erich sagt, die ihm einerseits vom Malen abhatte, ihm andererseits aber viele Impulse und Auftrieb gebe.



EIN FALL FÜR DEN STAATSANWALT

Es geht nicht um die gleichnamige Fernsehsendung, wie der Titel nahelegen könnte, aber es geht trotzdem um Gericht und Staatsanwalt. Am 1. Oktober haben sich der Südtiroler Oberschullehrer Siegfried Stuffer und der Brixner Willy Acherer vor der Justiz ein Stelldichein gegeben. Grund dafür: Stuffer hatte in einem »Dolomiten«-Leserbrief behauptet, Acherer habe in der Zeit der Nazibesetzung Südtirols einen linksantrouren Landsmann mit der Waffe bedroht. Acherer ging zum Kadi. Dazu hat Acherer ein Recht. Stuffer hingegen steht das Recht zu, sich zu verteidigen — und das tut er mit einem Hinweis auf ein Buch, in dem von diesem Auftritt Acherers berichtet wird — von Acherer selbst. Und während wir auf den Ausgang des Prozesses warten, der nach der ersten Runde zwecks Beweisaufnahme vertagt wurde, kümmern wir uns um das, was eigentlich im Mittelpunkt des gerichtlichen Verfahrens steht, um das Buch.

Willy Acherers Liebe zu Feder und Papier ist seit langem bekannt. Mit Vorliebe schlägt sich dies in den Leserbriefspalten der »Dolomiten« nieder, in denen er gegen Volkstumsverräter, Nestbeschmutzer und vaterlandslose Gesellen zu Felde zieht. Besonders gern schaltet sich Acherer seit seines Leserbrief-Daseins ein, wenn es um das 1000jährige Reich geht, dem er, glaubt man seinen Ausführungen im hier noch zu betitelnden Buch, nachtrauert. Bevor wir also weiterfahren, Acherers Buchtitel: »... Mit seinem schweren Leid. Jugendbekenntnis eines Südtirolers.« Mit einem Geleitwort von Karl Felcker. Brixen 1986, im Eigenverlag erschienen mit stattlichen 287 Seiten. Der Titel allein ist bereits Programm. Es sind nicht »Jugenderinnerungen«, sondern »Jugendbekenntnisse«. Acherer bekennt sich nämlich in seinem Buch nicht nur zu dem, was er in seiner Jugend getan hat, sondern auch zu dem, was eigentlich nach über 40 Jahren seit 1945 nur noch jene tun, die allgemein als »Unverbesserliche« bezeichnet werden: zum Nationalsozialismus. Einige Textproben dazu:

»Es ist unsachlich, ihn (Hitler — GP) zu einem Wahnsinnigen oder Verbrecher zu stempeln. Er war ein Mensch voller Fähigkeiten und guten Willens, der deutschen Auferstehung verschrieben.« (S. 265) »Der Sozialismus Hitlers war erfolgreich, denn er trennte das Volk nicht in Klassen, sondern einigte es durch das nationale Empfinden. Die Volksgemeinschaft war die gelungene Verschmelzung des nationalen und sozialistischen Begriffs.« (S. 264) »Die Deutsche Wehrmacht marschierte in diesem denkwürdigen Herbst 1939 in Polen ein und befreite die mißhandelten Volksdeutschen in Westpreußen und Pommern (...)« (S. 96)

Ohne hier mit signifikanten Zitaten weiterzufahren (man müßte fast das ganze Werk wiedergeben), ergibt sich aus der Lektüre des Buches, daß sich Acherer in vielen Abschnitten seiner »Jugendbekenntnisse« der nationalsozialistischen »Weltanschauung« verpflichtet fühlt. So weit, so schlecht. Wer seine Leserbriefe kennt, hat sich über Acherers »Mit seinem schweren Leid« nicht gewundert. Und leider ist Acherers Buch nicht das einzige, das auf dem Buchermarkt immer nur vom nationalsozialistischen Jubel, aber nie von den Opfern spricht.

Aber es gibt noch eine zweite, bedenkliche Etappe in der Geschichte seines »Jugendbekenntnisses«. Kulturlandesrat Anton Zelger hat die Publikation aus öffentlichen Mitteln mit vier Millionen Lire unterstützt, ja, unterstützt, und wer unterstützt ...

Als die Alternativen in einer Anfrage Zelters Beweggründe für diese Unterstützung erfahren wollten, griff der Kulturlandesrat auf die »pluralistische Weltanschauung« zurück. Als Dokument zur Landesgeschichte, so Zelger, sei das Buch durchaus »förderungswürdig« und habe den »Wert einer Tirolensie«. Auch wenn er, Zelger, nicht mit allem einverstanden sei, zu dem sich Acherer schreibend bekennt, hätte er den Beitrag nicht gewährt, es »würde wohl in höchstem Maße einer Zensur gleichkommen.«

Ipse dixit und verkannte, daß es einen wesentlichen Unterschied gibt zwischen Jugenderinnerungen und Jugendbekenntnissen, besonders dann, wenn das Bekenntnis eindeutig ist.

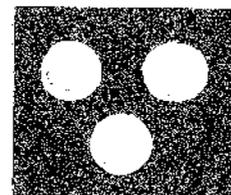
Der »Fall für zwei« gibt uns Geschichtsunterricht und einen bedauerlichen Hinweis auf die politische Kultur in unserem Lande. Es hat in Südtirol nie so etwas wie eine Entnazifizierung gegeben. Damit ist nicht gesagt, daß Landesrat Zelger sich gleich wie Acherer einer »nationalsozialistischen Weltanschauung« verpflichtet fühlt. Es zeigt aber auf, daß die Vergangenheit nie kritisch überdacht worden ist, daß es in der offiziellen Südtiroler Kultur in Bezug auf das 1000jährige Reich nie eine »absolute« Distanzierung gegeben hat, sondern immer nur eine »relative«. Eigenes Verhalten wurde und wird immer eher legitimiert, die Schuld den »Zeitumständen« gegeben, vor allem dem italienischen Faschismus, nie aber folgt eine radikale Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit, nie hört man ein erhabenes, notwendiges, unzweideutiges »Nein«, höchstens ein »Ja«.

Braucht man sich deshalb zu wundern, wenn Landesrat Zelger bereits 1976 ein regimetreues Südafrikabuch an alle Südtiroler Schulen verschicken ließ, in dem das Apartheidssystem bagatellisiert, ja verteidigt wurde? Nein, man braucht sich nicht. Braucht man sich zu wundern, wenn Landesrat Zelger ein Willy-Acherer-Buch unterstützt? Nein, man braucht sich nicht, aber man muß sich darüber empören!

Und noch eines lehrt uns der Fall Acherer, der schon zum Fall Zelger geworden ist. Wenn der Kulturlandesrat in seiner Verteidigungsansprache zur Acherer-Unterstützung meint, wie oft habe er bereits Druckwerke von eindeutig marxistischem Format unterstützt, so weist dieser Vergleich auf den Umstand hin, daß die offizielle Kultur die »Gefahr von links« immer weit höher eingeschätzt hat als die »Gefahr von rechts«. Wie sonst werden im allgemeinen keine Bedenken gehegt, sich vor allem im Ausland mit rechtsextremen, sogenannten »Kulturvereinen« und »volkstreuen Verbänden« zu verbrüderern? Das reicht von einem »Witlkobunde« in der Bundesrepublik Deutschland bis zum »Kärntner Heimatdienst«.

Mangelnde Aufarbeitung der Vergangenheit hat dazu geführt, daß aus der Vergangenheit nichts gelernt wurde. Claus Gatterer, der in Südtirol als Prophet im eigenen Lande bei den offiziellen Kulturträgern nie viel gegolten hat, hat aus dieser Erfahrung heraus einmal geschrieben: »Der Freund stand links«. Für das offizielle Südtirol steht er aber seit eh und je »rechts«, auch wenn man damit seit 1918 immer nur die schlechtesten Erfahrungen gemacht hat. Acherer und Zelger stehen symbolisch, jeder in einer etwas anderen Weise, für die Soziogenese Südtiroler Kultur, für den Umgang mit der Vergangenheit, für die politische Kultur in unserem Lande. Fast müßte man einen zentralen Satz aus N.C. Kasers »Schlacht«-Rede zitieren, die er 1969 in Brixen gehalten hat ...

Günther Pallaver



Effizienz staatlicher Brachialgewalt als Konfliktlösungsmethode hautnah und überzeugend darzustellen und so wurde sie für die spätere eigenverantwortliche Politik gründlich einstudiert.

So etwa ist die japanische Herrschaft auf der Halbinsel Korea, die britische in Indien und die französische und belgische im Kongo vielleicht die einzig wahre Schule der Nation gewesen. Die in die freigewordenen Führungspositionen aufgerückten einheimischen Kreise setzen nun diese Techniken vor allem zur Aufrechterhaltung des Status quo, sprich zur Sicherung ihrer rangmäßig und materiell privilegierten Stellung ein.

In etlichen Entwicklungsländern wird offenbar der Unterhalt einer bombastischen Armee (nebst uniformierter und geheimer Polizei) als die zentrale Staatsaufgabe schlechthin angesehen: Das Verhältnis von Soldaten zu Lehrern ist in Dutzenden dieser Länder stark zugunsten des Militärs verschoben. In Somalia etwa kamen im Jahre 1974 auf je 100 Lehrer mehr als 250 Soldaten, ebenso in Oman, im Nordjemen und in den beiden koreanischen Staaten (diese und die folgenden Angaben aus: M. Kidron, R. Segal: State of the World Atlas, London 1981).

Mit Ausnahme einiger weniger Staaten (Ghana, Zimbabwe, Tansania und Malawi) hat laut dem Jahrbuch für Statistik der UNESCO von 1977 ganz Schwarzafrika einen Analphabetenanteil von mehr als 80 Prozent der erwachsenen Bevölkerung über 15 Jahren.

Zwar kann von den Regierenden auf diese Weise Bildung und vor allem politische Information von der breiten Masse der Bevölkerung ferngehalten werden; andererseits stellt der Analphabetismus auch jeder erwünschten Entwicklung ein kaum überwindbares Hindernis entgegen.

Der Einsatz modernerer Technologie, in der Landwirtschaft wie in der Industrie und im Dienstleistungsbereich, ist ohne grundlegende Bildung der Mitarbeiter in diesen Sektoren nicht möglich; effizientere Produktion ist nur realisierbar, wenn breiteren Kreisen Bildung zugänglich gemacht wird, selbst unter dem Risiko, daß unliebsame politische Ideen und Informationen viel schneller verbreitet werden.

Zwischen Armut, Analphabetismus und Kinderarbeit besteht ein direkter Zusammenhang: Arme Familien sind, mangels Information über Empfängnisverhütung, kinderrreich. Diese Kinder auf Schulen, sofern überhaupt vorhanden, zu schicken ist unmöglich, da ohne die Mitarbeit der Kinder die Ernährung der Familie nicht möglich wäre. Die Kinder bleiben später als Analphabeten ohne soziale Aufstiegschancen und so schließt sich der Kreis des Elends und des Informationsdefizits.

Die in vielen Gebieten immer noch vorhandenen feudalen Wirtschaftsstrukturen (Großgrundbesitz und kleine Pächter / Landarbeiter) haben eine extrem breite Kluft zwischen Arm und Reich zur Folge: Die gesamte Landwirtschaft als der wirtschaftlich bedeutsamste Sektor ist wegen des Interessengegensatzes von Landeigentümern und Landarbeitern weit weniger ertragreich und effizient, als er es unter den gegebenen klimatischen und Bodenbedingungen sein könnte; große Plantagen produzieren für den anonymen Weltmarkt — oft mit großem technischen Aufwand — Güter wie Kaffee, Tabak und Gummi, anstatt einen Beitrag zur angemessenen Ernährung der einheimischen Bevölkerung zu leisten.

Die einstigen Kolonialmächte sind inzwischen von den multinationalen Konzernen abgelöst worden, die die

landwirtschaftlichen Produkte eines Landes in großen Mengen aufkaufen und dadurch die Preise diktieren können. (Daß der Einfluß eines multinationalen Unternehmens weit darüber hinaus gehen kann, zeigt das Beispiel der United Fruit Company, später verschämt in »United Brands« umbenannt; diese Gesellschaft als Aufkäufer von Bananen hat jahrzehntelang die Innen-, Wirtschafts- und Außenpolitik mehrerer mittelamerikanischer »Bananenrepubliken« autonom diktiert.)

Lokale Zwischenhändler und Grundbesitzer fühlen sich eher ihren Geschäftspartnern aus Übersee verpflichtet, mit denen sie sich auf gleicher Stufe sehen, als ihren Pächtern. So ist es auch naheliegend, daß sie gedrückte Exportpreise umgehend in Form gesenkter Löhne weiterreichen.

Die soziale Ungleichheit ist groß: So lag das gesamte Einkommen der obersten fünf Prozent der sozialen Pyramide im Brasilien des Jahres 1970 mehr als dreißigmal so hoch wie das Gesamteinkommen der untersten zwanzig Prozent der Bevölkerung!

Verschärft wird dieses Ungleichgewicht noch durch die Inflation, die besonders in den international hoch verschuldeten lateinamerikanischen Ländern ohne weiteres die 100 Prozent-Marke überschreiten kann. Chile erreichte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre mehrmals die 300 Prozent-Marke. Am härtesten von den Preissteigerungen betroffen sind regelmäßig die Grundnahrungsmittel und die die Artikel des unbedingt notwendigen täglichen Bedarfs, die das Einkommen der ärmsten Bevölkerungsschichten ohnehin schon völlig beanspruchen. Wer auch diesen minimalen Warenkorb nicht mehr bezahlen kann, dem bleibt nur noch der Hunger.

Auf der anderen Seite stehen die Privilegierten, die sich besser gegen die galoppierende Geldentwertung absichern können: Wer zumindest einen Teil seiner Zahlungen in Hartwährung abwickelt (Geschäftsleute, höhere Staatsbeamte), unterliegt mit diesem Teil seines Einkommens auch nur der günstigeren Inflationsrate dieser stabileren Währung.

Nach allgemeiner Überzeugung vollzieht sich das Geschehen auf dem Weltmarkt ausschließlich nach den unpersönlichen, niemanden speziell bevorzugenden oder benachteiligenden Regeln von Angebot und Nachfrage. Der Wert eines Gutes bemißt sich nach der klassischen Wirtschaftstheorie nur nach der Seltenheit einerseits und nach dem Nutzwert andererseits. Die mineralischen, pflanzlichen und tierischen Rohstoffe aus der Dritten Welt, die für die Industrie der hochentwickelten Länder un-

entbehrlich sind, sollten daher generell hohe Preise erzielen können, die es den armen Ländern ermöglichen, erstens rasch den Lebensstandard auf breiter Basis zu heben und zweitens die benötigten importierten Fertigwaren zu bezahlen.

Der Teufel liegt wie immer im Detail, das in diesem Fall Marktmacht heißt. Viele Entwicklungsländer haben nur zwei oder drei Hauptexportgüter, wobei sie zusätzlich untereinander in starker Konkurrenz stehen. Dies führt schon an sich zu einer schlechten Ausgangsposition im internationalen Handel; dazu kommt noch eine geringe Neigung der Vertreter der industrialisierten Staaten, einander auf dem Preissektor Konkurrenz zu machen, sowohl in ihrer kartellähnlichen Rolle bei der Abnahme von Rohstoffen als auch als Lieferanten von Fertigwaren und Technologie.



Neben dem derzeit stark verzerrten internationalen Markt der Waren besetzt noch ein zweiter Weltmarkt mit nicht geringerer Schlagseite: In den letzten Jahrzehnten hat sich ein internationaler Arbeitsmarkt etabliert, der in einen legalen und einen illegalen Sektor zerfällt.

Der nichtlegale Bereich bedient etwa in hohem Maß die Vereinigten Staaten von Amerika mit »Chicanos«, vorwiegend mexikanischen Hilfsarbeitern, die als Tagelöhner, weit unter den gesetzlichen Mindestlöhnen bezahlt, in der Landwirtschaft und in der Industrie arbeiten. In der Bundesrepublik Deutschland sind es vorwiegend Personen aus der Türkei und aus dem Mittleren Osten, in Japan dominieren Koreaner den Schwarzmarkt der Arbeitskräfte.

Die hochindustrialisierten Volkswirtschaften sind sicher nicht mehr in der Lage, ohne diese illegalen Arbeiter auszukommen, von den legal tätigen Gastarbeitern ganz zu schweigen.

Für die Regierungen einiger Industriestaaten und deren statistische Kosmetik sind ausländische Arbeitskräfte eigentlich unbezahlbar: »In Großbritannien und den Vereinigten Staaten leben die Menschen, die nicht gebraucht werden und keine Arbeit finden, weiterhin im Land und werden gezählt; die Arbeitslosen der Schweiz und der Bundesrepublik (natürlich auch Österreichs) leben dagegen zu einem großen Teil in Südtalien, der Türkei oder Jugoslawien, wo sie nicht von den Statistiken erfaßt werden« (J.K. Galbraith).

Sind »die da unten« nur zu faul / zu dumm zum Arbeiten und bringen es deshalb zu nichts?

Das beste Gegenargument liefert wieder weltweite Arbeitsmarkt, der allerdings auch in der Gegenrichtung funktioniert. Immer mehr multinationale Konzerne verlagern Produktionsstätten nach Lateinamerika, Afrika oder Asien.

Dabei bevorzugen sie Standorte mit »stabilen politischen Verhältnissen«, was oft nichts anderes besagen will als eine dezente Umschreibung für straffe Diktaturen mit allen eingangs erwähnten polizei- und militärrassistischen Methoden. Die jeweiligen Regierungen werben mit dem Argument niedriger Lohnkosten (also mit dem Mand, in dem der Großteil der Bevölkerung lebt) um derartige Betriebsansiedlungen und legen meist noch als weiteres Zuckerl Steuerprivilegien und die Garantie des freien Gewinntransfers dazu. Auf diese Weise wird die Fertigung in solchen gastfreundlichen Ländern noch interessanter und die geringen Eigeninvestitionen amortisieren sich schon in wenigen Jahren.

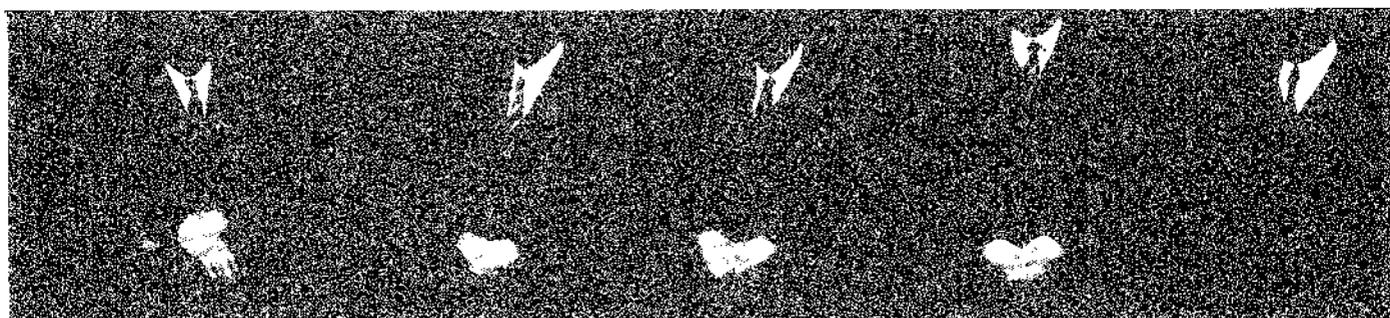
Da Investoren angesichts der weltwirtschaftlichen Flaute immer vorsichtiger werden, müssen diese Länder einander mit ihren Angeboten immer höher lizulieren.

Ganz allgemein läßt sich feststellen, daß auch in der derzeitigen schwierigen Lage der Weltwirtschaft sich gerade mit den ärmlichen Ländern die besten Geschäfte machen lassen: Die in den Vereinigten Staaten beheimateten multinationalen Unternehmen haben 1982 jeden zweiten Gewinn-Dollar in der Dritten Welt verdient.

Unbelastet von allen Krisenanzeichen floriert eine Branche der Weltwirtschaft mehr denn je zuvor: Das löbliche Rüstungsgewerbe gedeiht nicht zuletzt auch durch die rege Nachfrage der Entwicklungsländer hervorragend, auch wenn diese sich über beide Ohren verschulden müssen, um Panzer und Maschinengewehre in ausreichender Zahl zu kaufen. Dieses Material ist aber auch unbedingt nötig, um die eigene Bevölkerung in Schach zu halten, für deren ausreichende Versorgung der Müßlerer das Geld wegfließt.

Der Eindruck bleibt bestehen, daß die armen Länder und ihre Bewohner eine Art internationales Schmierfett für die Konjunktur und damit den Wohlstand der Industrieländer darstellen. Die meisten erwähnten Eigenheiten in den Beziehungen zwischen Erster und Dritter Welt bieten denen, die die Regeln des Spiels machen, die Möglichkeit, vorläufig noch den Großteil der Krisenlast auf Schultern abzuladen, die nicht die eigenen sind.

Solange der Lebensstandard der seltsamen Leute in den Tropen sich noch ein wenig weiter senken läßt, können die Industriestaaten sich in der Gewißheit wiegen, daß ihre eigene Talfahrt noch nicht in den freien Fall übergeht.



AMTLICHE MITTEILUNGEN AUS DEM SH-BÜRO

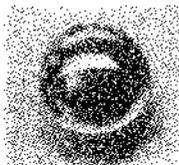
Zusatzprüfungen

Es wurde schon lange darüber gemunkelt; jetzt ist es offiziell. Der Termin wurde mit Ministerialdekret vom 10. April 1987 auf *Ende Februar 1988* verschoben. Weitere Änderungen: bisher wurden in den Fächern Deutsch, Italienisch, Latein und Griechisch Prüfungen über »lingua e letteratura« gefordert. Dieser Passus soll jetzt wie folgt lauten: »lingua e letteratura ovvero lingua o letteratura«. Diese Meldung wurde aber bislang noch nicht von einem Dekret bestätigt.

Stipendien

Eine ganz kleine Änderung in der Ausschreibung für das Landesstipendium, klein, aber folgenschwer. Bisher mußten die Bewerber erklären, daß sie im kommenden akademischen Jahr während der Vorlesungszeit keiner bezahlten Tätigkeit von mehr als 60 Tagen nachgehen. Die Worte »während der Vorlesungszeit« sind jetzt gestrichen worden. Das bedeutet, daß der Sommer — in diesem Fall der Sommer 1988 — mitgezählt wird. Wie wir in Erfahrung bringen konnten, hat hier der Rechnungshof dreigepfuscht. Was er sich davon verspricht, wissen wir nicht, halten es dennoch für einen ausgemachten Blödsinn. Bisher wurde uns immer gesagt, das Stipendium sei eine Beihilfe, keine Grundfürsorge; den Rest müsse man sich selbst erarbeiten. Jetzt wird einem die Möglichkeit genommen, selbst etwas für seinen Unterhalt zu tun.

Viele, die angesucht haben, werden vor der unsicheren Situation stehen, ob sie im Sommer überhaupt arbeiten gehen sollen, ob sie noch eine Arbeit kriegen, die nicht angemeldet wird (findet sich auch immer seltener) usw. Es wird auch viele geben, die aus diesem Grund überhaupt nicht angesucht haben.



Hochschulfürsorge im Ausland

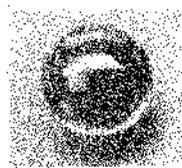
Eine der jetzt aktuellen Durchführungsbestimmungen des Autonomiestatus betrifft die Hochschulfürsorge in A (steht gleichzeitig für »Ausland« und »Austria«). Damit sollte das Land die Möglichkeit erhalten, in Sachen Hochschule Gelder ins Ausland zu bringen. Den Passus stellt man sich ungefähr so vor:

»Das Land kann, als Alternative zur Auszahlung von Studienstipendien, zugunsten der Südtiroler Studenten, die in Hochschuleinrichtungen auf dem Staatsgebiet oder in den Ländern des deutschsprachigen Kulturraumes eingeschrieben sind, Fürsorgeteilstellen einrichten.« Gedacht ist vor allem an Wohnung und Mensa.

Dazu einige offene Eindrücke (impressione a caldo): natürlich ist es gut, wenn man endlich in der Lage ist, Dienste aufzukommen, für die bisher immer Österreich eingeschrieben ist. Andererseits wird das ziemlich viel Geld kosten, und es besteht die Gefahr, daß man es aus dem Stipendientopf nimmt. Zweitens: Es sollte nicht wieder nur an Innsbruck gedacht werden, Landesuni hin oder her — Heime wären anderswo weit notwendiger. Die Studenten erwarten sich hier ein weites Entgegenkommen, zumindest etwas weiter nach Süden.

Wichtig ist auch ein weiteres Vorhaben, das in der Durchführungs-

bestimmung Platz haben soll. Südtirol soll die Möglichkeit bekommen, Österreich die Mehrkosten abzunehmen, die durch die Umstellung der Studienpläne speziell für Südtiroler erwachsen.

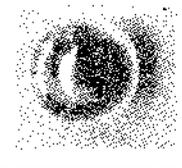


Supplentenwettbewerb

Eine außerordentliche Lehrbefähigungsprüfung ist im September ausgeschrieben worden. Er ist zwar nur mit gültigem Studententitel zugänglich, aber — wie so oft — das Kleingedruckte hat es in sich. Die Prüfung ist jenen vorbehalten, die vorher schon unterrichtet haben, als Supplenten, und laut Interpretation des Schularates gleichgültig, ob mit oder ohne Titel. Das ist in der Ausschreibung geschickt versteckt, und es hat lange gedauert, bis es überhaupt bemerkt wurde.

Tatsache ist, daß er jetzt schon vor der x-ten Sanierung stehen, und jedesmal war sie in einer neuen Form verpackt. Die Mausefalle steckt in jenem Absatz, wo es heißt, daß auch jene, denen in diesen früheren Schuljahren vom Direktor Jahressupplenzen zugeteilt wurden, zur Prüfung zugelassen werden. In Südtirol kommen eben auch Leute ohne Titel zu Jahresaufträgen, darin unterscheiden wir uns von den alten Provinzen. Es ist nun die Frage, ob Rom diese Interpretation zuläßt; aber das hat es wahrscheinlich schon getan.

Vielleicht wird Bozen in diesen Dingen endlich einmal höflicher, denn hier wurde die Mausefalle ja aufgestellt. Und vielleicht läßt es sich machen, daß man fernerhin ganz auf außerordentliche Wettbewerbe verzichtet; denn wieso sollen diese Leute nicht mit allen anderen gemeinsam antreten.



Prämien für Diplomarbeiten und Dissertationen

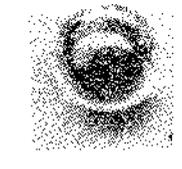
Das Assessorat für Industrie schreibt Prämien für akademische Abschlusarbeiten aus, die sich mit der Südtiroler Industrie im weitesten Sinne beschäftigen. Dazu ist neben anderem Zeug auch eine Kopie der Arbeit einzureichen. Formulare gibt's bei uns und natürlich beim Assessorat für Industrie, Amt für Umstrukturierung, Umstellung, Forschung und Entwicklung, Raiffeisenstraße 5.

Vorstand, der neue

Der neue SH-Vorstand ist wie folgt zusammengesetzt:

Kulturreferent:	Elmar Umerhauser, Meran
Innenreferent:	Heinrich Zwischenbrugger, Plaus
Sozialreferentin:	Ulli Ferrara, Branzoll
Pressereferent:	Gabriel Gräner, Mals

Im Sinne moderner Zeiten arbeitet der Vorstand als Kollektiv.



DIESES MYSTERIUM



Die SH ist krank. Wo die einen, die Etablierten und die erst Angekommenen, zufrieden auf die alte Dame SH blicken, treffen die anderen auf einen klapprig und müde gewordenen Gaul. Dabei ist es noch lange nicht ausgemacht, welches Profil die SH nun hat, (ja) haben muß.

Gewerkschaftliche Vertretung ist das Zauberwort der sterilen Spätzüchter. Und dann! die Suppe noch ein wenig dicker wird, setzt man das Wort »effiziente« voran. »Effiziente gewerkschaftliche Vertretung«, das ist die Unfriedung, darin Frieden und Glück. Fleißig wiederholen sich die Argumente: Stipendienvergabe, Studentienelkenkung, allfällige Beratung und und und ... Ihre Rechtfertigung nach außen und innen, der Loden liegt und der status quo ist gerettet, »weil's wichtig ist.« »Politische und kulturelle Vordenkerin« könne sie nicht mehr sein, heißt es. Die Studenten ziehen die Köpfe ein, blicken auf die Zeit danach und heben nur ab und zu fragend die Hand. Die politische Landschaft sei differenzierter, das kulturelle Klima toleranter, ergo die SH ist auf ihr wirkliches Maß zurückgestutzt, eine sinknormale, pflegeleichte Ständesorganisation. Sie hat halt ihre Rolle überlebt, die Studenten ziehen den Schlüsselschick, über den freilich die Politiker sich prächtig freuen. Aber sind denn die heiligen Kühe schon geschlachtet oder sind nur des Metzgers Messer stumpf geworden?

Da man das erste kaum behaupten kann, wenn er nicht gerade zu jenen (Geistes) gehört, die den großen Aufstand predigen, aber nur das bißchen mehr Butter auf dem Brot meinen, bleibt nur noch die zweite Möglichkeit. Also, die Kühe sind voll und die Hirne fast geworden.

Aber der Reihe nach. Die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Verhältnisse. In den siebziger Jahren hatte die SH ein klares Profil, das der Vordenkerin, das der Vordenkerin. Damals aber, als die Kommunisten noch Kinder fraßen und lange Haare Revolution ankündigten, war es gar nicht so schwer, zum Vordenkerin zu werden. Nein, das ist keine Schmälerung. Nur ein Zugeständnis an jene, die das Bild des toleranten und pluralistischen Stadtirol gern mit grellen Farben malen. Diese Feststellung und noch einige Schreckensmeldungen über Studienverschärfungen und Leistungsdruck, und schon ist das Phänomen einer wirkungslosen SH erklärt. Einfach, nicht wahr?

Diese Erklärung ist aber so glatt, daß man darüber leicht ins Rutschen kommt und einen Beinbruch riskiert. Daß aber gerade unter dem Druck einfacher Lösungen das Rückgrat der SH zerborsten sein könnte, ist eine Annahme, die wiederum nicht leicht zu beweisen ist, und somit ausgesprochen vermeiden wird. Die Studentenvertretung steht mit dem Rücken zur Wand. Daß es aber ungenützten Spielraum gibt, Platz und Notwendigkeit, Schläge zu verteilen, ist die Meinung eines, der unter Liberalisierung hierzulande Entpolitisierung und unter Pluralismus Entdemokratisierung versteht. Weil davon entfernt zu glauben, daß es genüge, »falsches Bewußtsein« zurückzubiegen, scheint es doch einige Dankfehler zu geben, die drauf und dran sind, den Nagel an die Wand zu schlagen, an dem die SH zum Verstoßen aufgehängt werden soll.

Noch einmal. Hut ab vor jenen, die den fatalen Zusammenhang »Toleranz-Verschärfungen« erkannt haben, aber Kritik an jenen, und es sind meist dieselben, die dann notwendige Lähmung, oder zumindest Reduktion der Tätigkeiten diagnostiziert haben.

Daß eben diese Toleranz ein Feigenblatt ist, kann doch nicht eindeutiger bewiesen werden, als durch die offensichtliche Tatsache, daß es meist dieselben sind, die Toleranz predigen, aber auf der anderen Seite die Daumenschrauben kräftig anziehen. Wenn nun die Studenten bitter über Verschärfungen klagen und sich hilflos an die Adresse der Toleranz wenden, so ist das so, als ob die Schafe zum Wolfsrudel gingen und sich beklagten, daß ihnen ein Wolf die Lämmer raffe.

Daß dies alles nicht theoretisches Gefasel ist, kann mit einem der Dauerbrenner in den Diskussionen in und über die SH, so wie über studentische Vertretung im allgemeinen leicht bewiesen werden. Die Trennung von Tagespolitik und Ideologie, die Meinung, daß es eine Sache sei, Grundsätze zu diskutieren und eine andere, im Büro der Obrigkeiten um Vorteile zu feilschen, ist zu einem Gesetz mit Ewigkeitsanspruch erhoben worden. Es wäre dumm, behaupten zu wollen, es gebe keinen Unterschied zwischen Realität und Ideologie, Prinzip und Sache, es ist aber nicht weniger dumm, eine hermanische Mauer zwischen beiden zu sehen. Denn das ist auf der einen Seite das Eingeständnis der Niederlage, auf der anderen Seite, und das mag »moralischen« Argumenten weniger Aufgeschlossenen doch einleuchten, höchst ideologisch. Denn die gezogene Mauer verdeckt kein Quentchen Ideologie, sie bewahrt den Status Quo. Und das ist nicht wenig, auch nicht für Studenten.

Von diesem Blickpunkt aus ergeben sich aber neue Möglichkeiten. Reibungsflächen werden wieder sichtbar und Grenzen deutlicher. Am Anfang dieser Entwicklung muß aber ein Selbstverständnis stehen, das die SH nicht von vorneherein und unüberprüft als Partnerin der Behörden und Institutionen versteht, sondern als eine ihnen entgegengesetzte Organisation. Ein Element der Unruhe und Bewegung gegenüber der Trägheit und dem Müß der Bürokratie. Darum gilt es, die Bewegungen und Impulse vom studentischen, politischen, gesellschaftlichen Umfeld aufzufangen, ja einzufangen.

Von der Studentenbasis zu sprechen ist freilich außer Mode geraten, und wirklich, sie ist, falls es je eine gegeben hat, müde und zermürbt, einfalllos und egoistisch. Diesen Vorwurf durch den Hinweis auf die Studienverschärfungen zu entkräften, wäre einfach und zum Teil zutreffend, soll hier aber nicht geschehen, denn die Werte sollen bleiben, was sie sind: ein kräftiger Tritt in den Hintern.

Dieser ist aber zu fett, als daß er sich von einer solchen Provokation aus dem Sessel werfen ließe. Warten auf studentisches Engagement kann leicht zur Endlosbeschäftigung werden, ist Rosenkranzreden für Weltverbesserer, Persil-Reinigung für revolutionäre Gewissen. Inzwischen zur vernachlässigten Größe geschrumpft, sollte das politische Bewußtsein der Studenten eigentlich nicht Anlaß sein für weiteres Verschwinden wertvoller Tinte, aber ein paar Hebe unter die Gürtellinie machen einfach Luft. Des weiteren kann man zur Tagesordnung übergehen.

Diese schreibt aber nicht mehr pakteln und taktieren vor, sondern opponieren. »Heilige Kühe« gibt es noch viele, die Schlachtbank müssen wir ihnen bauen. Und die Basis? Auf die verzichten wir derweil!

—CALIMERO—

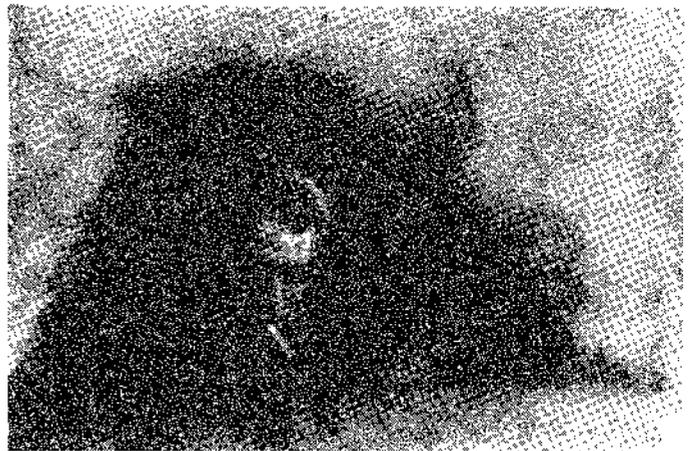
*)

Der vorhergehende Text, mit dem Pseudonym »Calimero« gezeichnet, ist der Redaktion des SKOLAST zugesandt worden. Wir glauben, daß die Veröffentlichung des Textes nützlich sein könnte. Damit, so hoffen wir, beginnt eine Diskussion über die SH, über ihren Standort und ihre Arbeit. In diesem Sinne warten wir auf Beiträge.

Die Redaktion

Kultur

a) ... troepfelweise sind die verse mein ...



In Innsbruck ist eine Kassette mit Lesungen und Vortonungen Norbert Conrad Kasers erschienen.

Es gibt Jubiläen, bei denen man Gefahr läuft, sie falsch zu feiern. Der zehnte Todestag des Dichters N.C. Kaser im nächsten Jahr könnte so ein Jubiläum werden.

Im April dieses Jahres wäre N.C. Kaser 40 Jahre alt geworden. 1978 ist er, 31jährig, an den Folgen seiner Alkoholkrankheit gestorben. Ein Jahr nach seinem Tod erschien sein erstes Buch »Eingeklemmt«. Es war, um einen deutschen Feuilletonisten zu zitieren »die Entdeckung eines großen Dichters aus Südtirol«. So bekannt Kaser zu Lebzeiten in den literarischen Kreisen unseres Landes auch war, der Durchbruch zu einer selbständigen Publikation wollte ihm nicht gelingen. In den Jahren nach seinem Tod sind fünf Bücher von ihm gedruckt worden (darunter eine Übersetzung ins Italienische), ein Film entstand, Kulturzeitschriften gaben Sondernummern heraus und zahlreiche Aufsätze über Kaser waren in verschiedenen Zeitschriften zu lesen. Zum 40. Geburtstag des Dichters ist nun eine interessante Dokumentation veröffentlicht worden. Herausgegeben von der »Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs« an der Universität Innsbruck und redaktionell betreut von Erika Wimmer-Webhofer und Benedikt Sauer, kommt Kaser erstmals selbst zu Wort. In Form einer Kassette, die auf der ersten Seite Lesungen Kasers enthält, während auf der zweiten Seite Vortonungen seiner Texte zu hören sind.

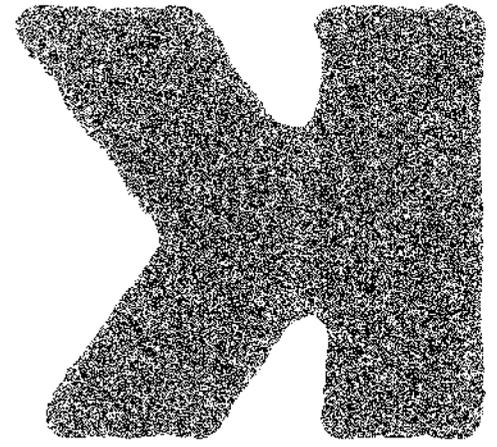
Die erste Seite beginnt mit einem Ausschnitt aus der berühmten »Brixner Rede« Kasers vom Jahre 1969. Durch seine Abrechnung mit der Südtiroler Literatur der Vergangenheit und seine Vorausschau auf die Zukunft, auf der Studententagung der SH »Kunst und Kultur«, wurde der 22jährige Kaser schlagartig zu einer bekannten und angefeindeten Persönlichkeit. Die Rede

markiert eine deutliche Zäsur in der Südtiroler Literatur der Nachkriegszeit; die »Stunde Null« setzte nicht in den 40er Jahren ein, sondern erst mit Kasers Auftreten Ende der 60er. Selbstbewußt ist der Ton der Rede, pamphletisch die Form. Als Kenner der Südtiroler Literaturtradition wußte Kaser wovon er sprach. Auf der Kassette ist aus Platzgründen nur der Schluß der Rede festgehalten, der vollständige Text ist im Buch »Kalt in mir« (S. 31—38) zu finden.

Die erste dokumentierte Lesung N.C. Kasers ist einer Sendung des Rai Sender Bozen vom Juni 69 entnommen, die nach der Teilnahme Kasers an den »Österreichischen Jugendkulturwochen in Innsbruck zustande kam. Kaser liest Gedichte aus sechs seiner bis zu diesem Zeitpunkt zusammengestellten Gedichtsammlungen, die er maschinengeschrieben und handgebunden in geringer Auflage an Freunde verteilte. Zu hören sind auch Gedichte (»der kunnibale«, »osunik«, »venedigs nachmittage«, »gramoos« und »drohung«), die in den Kaser-Buchausgaben nicht enthalten sind, und bisher nur in der vergriffenen Anthologie »neue literatur aus südtirol« zu finden waren. Zu hören ist außerdem eines der schönsten Gedichte Kasers »feld bei rini«, das der Autor verfremdet und verzerrt, indem er nach jedem Zeilenende eine Pause einlegt, obwohl Zeilenende und Satzende nicht zusammenfallen, so als wolle er die Eindringlichkeit und Idylle des beschriebenen Bildes einer Übernachtung im freien Feld dem Leser nicht zugestehen.

Von 1973—75 unterrichtete Kaser als Aushilfslehrer im Bergweiler Haaß auf dem Tschögglberg. Unterricht war für ihn mehr als reine Wissensvermittlung; er schreibt mit den Kindern Geschichten und Gedichte und nimmt 1973 mit dem Rai Sender Bozen eine Weihnachtslesung auf: »24. december« nennt sich der Text. Kaser spricht ihn, die Schüler wiederholen im Chor den Refrain.

1975 ist Kaser aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, den



Schuldienst zu verlassen. Es wird still um ihn. Trotz — oder vielleicht gerade wegen — seines zunehmenden körperlichen Verfalls schreibt er weiter Gedichte und Kurzprosa und schlägt sich mit Gedichtbearbeitungen durch. In seinem Todesjahr erzieht er nachhaltig in die Öffentlichkeit. Mit seinen wöchentlichen Glossen in der Tageszeitung »Alte Adige« und mehreren Lesungen, darunter eine in der »Alten Schmiede« in Wien, zusammen mit Joseph Zoderer. Es bleibt Kasers einzige Lesung in einer Großstadt, einem literarischen Zentrum. Sie wird ein Erfolg. Zu Recht wird der Wiedergabe dieser Lesung auf der Kassette mit etwas mehr als einer Viertelstunde am meisten Platz eingeräumt. In den einleitenden Worten Kasers ist sein an Anzogen grenzender Selbstbewußtsein zu spüren, wenn er den Zuhörern jede Diskussion nach der Lesung verbieten will.

Es sind vorwiegend Gedichte aus den Jahren 75–78 die Kaser liest, »sehr provinziellgedichtete« Texte, wie er selbstbewußt-dromisch erklärt. Kaser hat in seinen Gedichten seinen unverwechselbaren, knappen Stil gefunden und auch seine immerwiederkehrenden Themen: die Kritik am falschverstandenen, kleinbürgerlichen Katholizismus (Ikk, Kloster (II), die Kochin eines Pfarrers) die subtile Beobachtung und Beschreibung seiner Pasterer und Bisthölzer Lebenswelt (»siogener markt ausgabe 77«, »lied der einfallslosigkeit«, »die knäpser sind dunkel«, »strumpcker poststube«), sowie die Wehklagen über sein eigenes Schicksal (»wack«, »bitrer winter«). Düstere Bilder aus der Provinz, die auch ohne Kenntnis der lokalen Gegebenheiten ihre Wirkung beim Leser bzw. Hörer nicht verfehlen. Inwiefern ist, daß Kaser beim Gedicht über den Tod des »Hirschenwörter« in Bruneck, »die knäpser sind dunkel«, mehr wie in der Buchfassung am Anfang der letzten Zeile steht, »jaeh gelebt / & jaeh gestorben« best, sondern für »jaeh« den Dialektausdruck »gach« verwendet. (»gach gelebt / & gach gestorben ...«) Als wollte er den Lokalcharakter und damit auch die Originalität des Textes noch unterstreichen. Umgangssprachliche und dialektale Wendungen werden bewußt als Stilmittel eingesetzt.

Kaser liest spröde und ohne Schmörkel, verläßt sich ganz auf die Ausdruckskraft seiner Worte. Die Prägnanz der Gedichte und Prosatexte wird von seiner kühlen Vortragweise noch unterstrichen. Es entsteht der Eindruck, hier best einer, der um den Wert seiner Worte weiß. In einem Brief vom 18. April 78 an Rosanna ne Jadsch schreibt Kaser: »beopfolweis sind die verse meina«. Die erste Seite schließt mit einem Ausschnitt von Kasers letzter Lesung im ORF-Landesstudio Tirol, wo er den Prosatext »magdala« vorträgt.

Seite zwei der Kassette enthält Veronungen von drei Musikern zu Texten Kasers. Ich muß vorausschicken, daß mir jede musikalische oder musiktheoretische Bildung fehlt. Ich beurteile ganz nach meinem subjektiven Geschmack, ohne mich als Maßstab zu betrachten.

Bonno Situma heißt der erste Kaser-Vertoner der zu hören ist, er stammt wie der Dichter aus Bruneck, war Gründer der »Arbeiter-Singgruppe« und machte Jazz-Rock mit der Gruppe »Foto«. Von ihm sind »sieh krieg ein kind« und »die inereche« zu hören:

Spannender Jazz, Erinnerungen an Brecht/Weill werden wach. Sinnlose Vertonungen, die mir am besten gefallen, und die meiner Ansicht nach dem Charakter der kaserischen Texte am nächsten kommen, heben sich deutlich von avantgardistischen Stf der anderen Komponisten, Anton Prestele und Heinrich Unterhofer ab. Ist es denn Kaser nur als Vorlage für ihre musikalischen Kompositionen, der Text tritt in den Hintergrund, die Musik dominiert. Bemerkenswert, wie Kasers Texte hier Künstlern als Impuls dienen, Folgen zu schaffen. In der bildenden Kunst etwa hat Franz Piehler Kasers Texte als Vorlage für eigene Werke verwendet.

Anton Prestele stammt aus Bayern und widmet Kaser einen 11 »Blide« umfassenden Zyklus mit dem Titel »Kreuzweg«, von dem vier Kompositionen zu hören sind: »feld bei riminik«, »der deutschen dichtung gesagte«, »die laeche«, »balde«. Der Bisthölzer Heinrich Unterhofer als dritter Vertoner, streicht nicht wie Prestele mit seinem richtungweisenden Titel, das Tragische oder Martyrverhalte an den Texten Kasers heraus, sondern wählt die »schwarz über kinder« und das Märchen »im wald hat einmal ein drachen gebauet«. Es ist auf alle Fälle anzusehen, die Gedichte Kasers nach den Kompositionen Unterhofers von einer japanischen Sopranistin singen zu hören.

Der Kassette liegt ein informatives und sorgfältig gemachtes Heft bei, das eine kurze Beschreibung von N.C. Kasers Leben und Werk gibt, Erläuterungen zu den Lesungen und Vertonungen, mit Voreilung der Kompositionen enthält, sowie eine nützliche Auswahlbibliographie anführt. Gut ab jene, die nach dem Hören der Kassette Lust auf mehr Kaser bekommen sollten. Vom Gröchner Markus Vallazza stammt das Porträt Kasers auf dem Umschlag der Kassette.

Ich habe eingangs von der Gefahr falsch gefeierter Jubiläen gesprochen. Hier ist das Gegenteil geschehen: Kaser zehrt man nicht, finden man Heldenlegenden über ihn verbreitet, zum wiederholten Male die Stationen seines tragischen Lebens auftaucht, die bekannt sind, bekannter fast als seine Texte, die von der Legende verschüttet werden, sondern indem man — wie im Fall der genannten Kassettenproduktion — sich mit ihm produktiv auseinandersetzt, gegen das Vergessen anarbeitet, wo es Gewinner-Webhofer und Sauer gutan haben, oder als Leser, indem man Kaser liest bzw. hört.

»Kein Gedicht bewirkt eine meßbare Veränderung der Gesellschaft, aber Gedichte können, wenn sie sich an die Wahrheit halten, subversiv sein«, hat Nicolas Bern geschrieben, mit dem Kaser 78 bei den Innsbrucker »Wochenendgespräche« zusammentraf.

Die Lesungen und Vertonungen N.C. Kasers sollten neben der Aufgabe eine wertvolle Dokumentation zu sein, Kaser auch wieder unter Volk bringen, dazu trägt sicher auch der Selbstkostenpreis von 50 BS. (ca. 5.000 L.) bei, so dem die Kassette bei folgender Adresse zu bestellen ist:

Brenner Archive, Institut für Germanistik, Universität Innsbruck, Innuain, A-6020 Innsbruck

Gabriel Gröner

WOLFGANG CAPELLARI

GRATULIERE!



Wolt || lassen sie sich nicht von miren - bei demer sid
nint wikon? gratulieren!

aber jatzet gehts richtig los.

in eiren club . . .

Ein wen jatzet heim, un fertig
mit der arbeit . . . ahof.

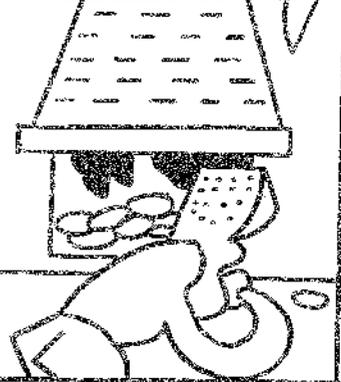
gut.

tag nullt

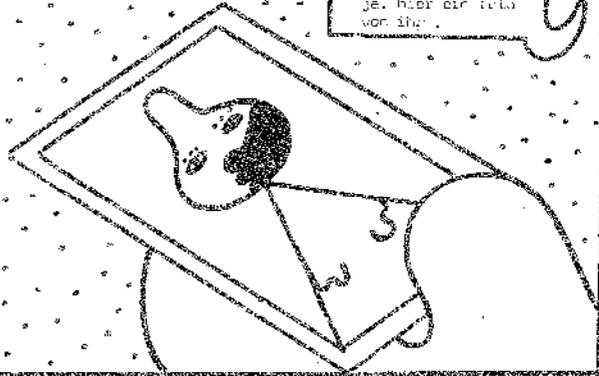
hülle

Ich nech mi fador mit dem nischen brotholz in wankliachenform
und bunten farben . . . Gutzigen kanta eribut rut wuch ein dach
gedrucken .

ah oia mit der masie!

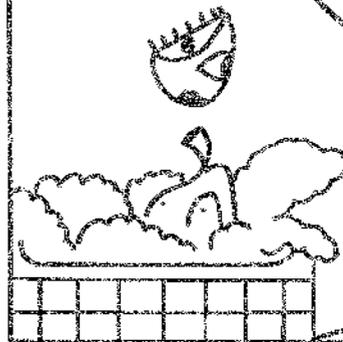


je, hier ein kula
von ihr.



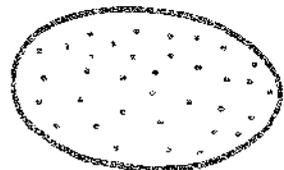
Es halt, ich sitze in der badeanne! schlaup
durch der rücken!

du wisset noch, daws es
zweihen un winger aus ist.



später kommt noch ein lustiger freunde zu unswan.

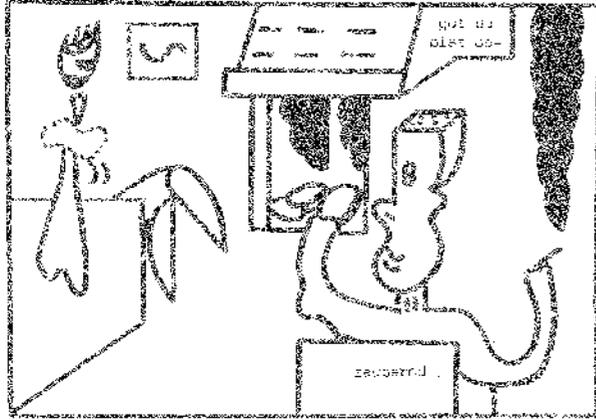
dieses oval ist ein weicher
gummi . . . nenahahahahahahaha .



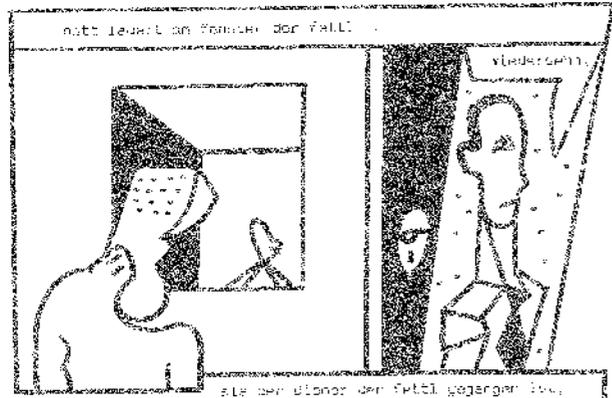
das der einzige Mensch war, der
 nicht noch eine Sekunde im Raum ...



er will immer die mir heissen
 folgende Aufgabe zu lösen:
 Ich will die ge-
 meinde der
 betreuend sein
 dieses Landmann.
 genannt wird die
 die Welt ...

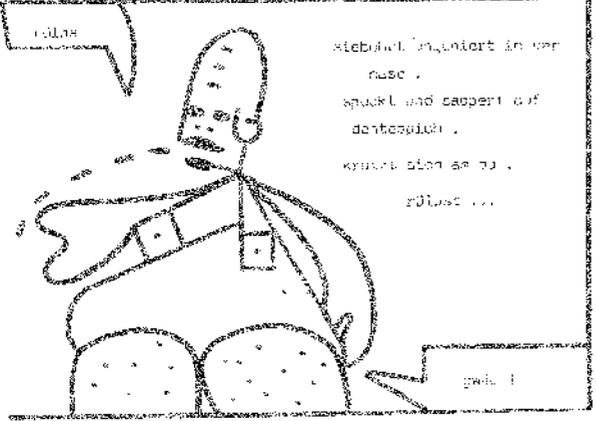


saubernd ...



nach dem an fassen der fall ...

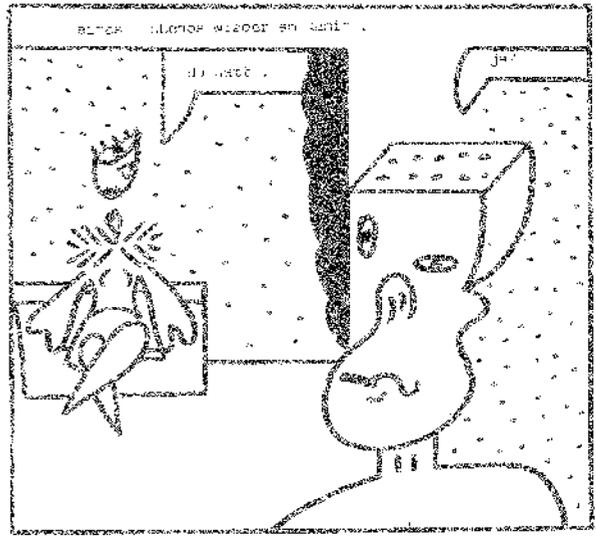
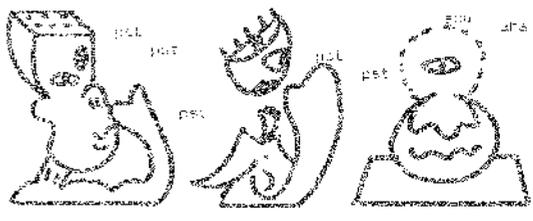
alle der dioner der fetti gegangter fedi,
 diese alle in der, sind sie zu ...



stehend in der
 nase,
 spuckt und saupert auf
 deutschlich,
 kühlt sich an zu,
 rühm ...

gibt ...

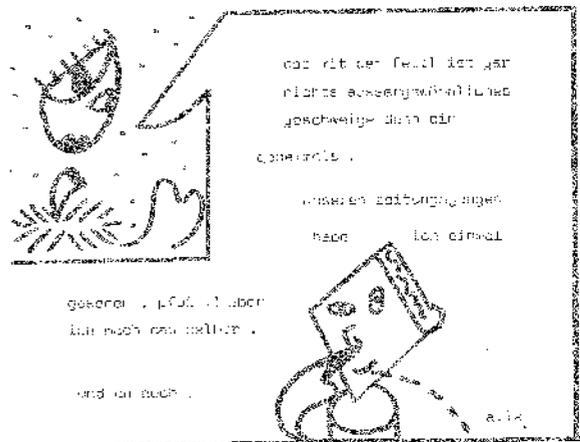
das die er ...



denk schon wieder an ...

du warte ...

ja

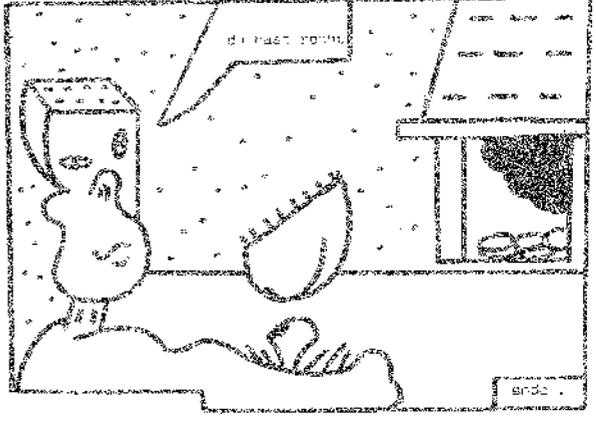


das ist der fedi der gar
 nicht aussergewöhnliches
 geschweige dich die
 comedia ...

unseren zeitungsartigen
 habe ich einmal

gelesen, pfd ... aber
 hat mich nur ...

und ich auch ...



du hast recht ...

ende ...

Es gibt Publikationen, die überfällig sind. Die Studie »Neofaschismus und Nationalismus in Südtirol« ist so eine.

Anlaß für den Auftrag waren die Gemeinderatswahlen vom 12. Mai 1985, die Bozen zur »faschistischsten« Stadt Europas gemacht hatten (der MSI steigerte seinen Wähleranteil von 6% auf 22,7%). Auftraggeber des Projekts war das Österreichische Institut für Friedensforschung und Friedenszerziehung. Ziel der Arbeit war eine möglichst große und empirisch belegbare Einsicht in die oft als irrationale Entscheidung oder Protestvotum eingestufte Wahlentscheidung der Mehrheit der italienischsprachigen Bevölkerung Bozens.

Im Zentrum der Studie steht eine Umfrage unter den italienischsprachigen Bürgern von Bozen und Leifers. Im ersten Teil wird die Meinung und der Informationsstand der Befragten zu Autonomie, Proporz und Zweisprachigkeit erhoben, der zweite Teil versucht eine nähere Bestimmung des MSI-Wählers zu leisten. Sind diejenigen, die den MSI gewählt haben, Nationalisten und Faschisten? Oder sind es Meinungs- und Tauschwähler? Fragen, deren Beantwortung bessere Grundlagen für eine Politik nach dem Mai 1985 liefern können, als es die voreilige und unkritische Einstufung der Wähler als »Protestwähler« zu tun imstande ist. Um es gleich vorwegzunehmen: die Ergebnisse der Umfragen sind erstaunlich und zu einem guten Teil widersprüchlich. Eine Mehrheit der Befragten spricht sich für den Schutz der deutschen Minderheit durch die Autonomie aus (51,9%), für die Zweisprachigkeitspflicht im öffentlichen Dienst (51,7%) und für ein Entgegenkommen von beiden Sprachgruppen in Richtung Verständigung (59,3%). Dem gegenüber steht aber die Tatsache, daß nur ein Bruchteil der italienischsprachigen Südtiroler über die Anwendung des Proporzbescheid weiß, sowie eine erstaunliche Unkenntnis der Südtiroler Wirklichkeit (70% der Befragten sind der Meinung, daß die Mehrheit der deutschsprachigen Südtiroler in der Landwirtschaft beschäftigt sei; 22% meinen, daß der Zweisprachigkeitsnachweis bei allen Arbeitsplätzen erforderlich sei; 60% der Befragten glauben, daß es in Südtirol schwieriger sei, Arbeit zu finden als anderswo in Italien). Ein weiteres nachdenklich stimmendes Ergebnis der Studie: die faktische Einsprachigkeit der italienischsprachigen Bevölkerung Bozens und Leifers.

Vor diesem Hintergrund ergibt sich ein Bild hoher Aufnahmebereitschaft für faschistisches und nationalistisches Gedankengut. 40% der Befragten tendieren mehr oder weniger zum Nationalismus, 60% sind der Meinung, daß der MSI mit dem italienischen Faschismus von damals nichts gemein hat. Mehr als die Hälfte der

»Neofaschismus und Nationalismus in Südtirol«

Benedikt R., Dall'O N., Kampfmüller K.A., Mezzalana G., Pircher E.: Nationalismus und Neofaschismus in Südtirol. Verlag Braumüller, Wien 1987, L. 36.000.

italienischsprachigen Bevölkerung fñhrt sich als »Bürger zweiter Klasse« und 58% fordern folgerichtig die Bildung einer italienischen Sammelpartei.

Es verbindet sich also eine dem Minderheitenschutz gegenüber positiv eingestellte Mehrheit mit einer konkreten minderheitfeindlichen Praxis. Dabei zeigt sich, daß der Informationsstand im indirekten Verhältnis zum Grad des Nationalismus steht. Beispielhaft ist hier das Versagen der Schule. Die italienischen Oberschüler verfügen über einen unterdurchschnittlichen Informationsgrad und folgerichtig weist diese Gruppe eine hohe Aufnahmebereitschaft für nationalistische Gedanken auf. Neben diesem Versagen der Bildungseinrichtungen sind es aber vor allem die sozialen Lebensverhältnisse, die direkte oder vermeintliche Betroffenheit von den Wesensmerkmalen der Autonomie im Erwerbsteilen, die den Informationsstand über und die Haltung zur Autonomie bestimmen. Beispielhaft hier wiederum die Lage der italienischsprachigen Arbeiter Bozens, die in öber im wesentlichen einsprachigen Realität verwurzelt sind und außerdem in den letzten Jahren von der ökonomischen Krise hart getroffen wurden. Sie weisen den geringsten Informationsstand auf. Es ist also vornehmlich die prekäre Lage verschiedener Bevölkerungsgruppen, die die Tendenz zum Nationalismus verstärkt.

Dem interdisziplinären Anspruch entsprechend ist die Studie mit verschiedenen Beiträgen »garniert«, die jeder für sich einen Zugang für das Problem bietet. Einleitend gibt Hermann Aitz einen Überblick über die sozio-demografische und sozioökonomische Struktur der Stadt Bozen seit 1971, sowie eine Analyse der Ergebnisse kommunaler, regionaler und parlamentarischer Wahlen von 1952—1985. Piero Agostini beschreibt die Entwicklung der faschistischen Partei in Südtirol. Informativ, sehr leserlich geschrieben, ist die detaillierte Analyse Agostinis der beste der Beiträge. Benedikt Sauer analysiert das Wahlverhalten der wichtigsten Südtiroler Parteien bei den Regionalratswahlen 1983 und den Gemeinderatswahlen 1985. Einen sehr guten Einblick

gibt die Arbeit in die Entwicklungen der SVP und der DC. Die Doppelbödigkeit der SVP-Politik, sowie die Verantwortung der DC für eine nationale »Auflösung« des Südtirolproblems wird gut herausgearbeitet. Der Beitrag zur KPI/PCI läßt einige Fragen offen. Gerne hätte man etwas mehr über die interethnische Realität der Partei und mögliche Rückwirkungen auf Mitglieder und Wähler erfahren. Dies auch, wenn man an den Erfolg des PSI denkt, der seine interethnische Linie aufgegeben hatte und weiters an die Schwierigkeiten der Gewerkschaften mit ihrer interethnischen Linie. Der Beitrag von Rudolf Benedikt und Erika Pircher über die konföderierten Gewerkschaften Südtirols zeigt deren Fehler und Versäumnisse auf. Sie haben den Nationalismus unterschätzt und in einigen Fällen die ethnische Frage mit der sozialen in unglücklicher Weise verbunden, so daß sie dem MSI in die Hände gearbeitet haben. Auch wenn es zutreffen mag, daß die interethnischen Gewerkschaften »auf Grund ihrer Interethnizität neben den sozialen auch ethnische Spannungen in ihrer Politik reflektieren, während das bei monoethnischen ASGB nicht der Fall ist«, so ist in dem Beitrag sowie vom Verhältnis zum ASGB und die Schwierigkeiten mit ihm die Rede, daß ein Exkurs über diese Gewerkschaft wünschenswert wird. Aufschlußreich ist die Arbeit Priscas Pruggers über das Ausmaß der ethnozentrischen Berichterstattung der »Dolomiten« und der »Alto Adige«. Originell ist der psychoanalytische Ansatz von Celsina Avanzini und Giorgio Mezzalana. Er vermittelt in anschaulicher Weise die Schwierigkeiten der italienischsprachigen Südtiroler mit ihrer Heimat.

Insgesamt weist die Studie nur einen größeren Mangel auf. Wenn auf der einen Seite die Umfrage herausgearbeitet hat, daß es vor allem die soziale Lage der Menschen ist, die die Einstufung zur Autonomie bestimmt, warum haben sich dann die übrigen Beiträge so wenig mit der in Südtirol praktizierter Wirtschafts- und Sozialpolitik beschäftigt? Aus dem Weg geräumt hat die Arbeit freilich die leichtfertige Einstufung der Wähler vom Mai 1985 als »Protestwahl«. Es ist nämlich klar geworden, daß die Entscheidung für den MSI wesentlich größer war, als die gegen die Autonomie. Die Kategorie »Protestvotum« ist undifferenziert und entspricht nicht der Wahrheit. Dies ist ein Ergebnis, das allen, vor allem aber den Politikern zu denken geben muß. Die Studie hat Neuland betreten. Die Autoren haben aber ihre Arbeit gut gemacht. Schade nur, daß eine ähnliche Erhebung unter der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols durch einen törichtem Boykottaufruf des Presseamtes der Südtiroler Landesregierung verhindert worden ist.

Ulrich Ladurner

Rezensionen

Rezensionen

Jede Publikation über eine bestimmte geografische Realität unterscheidet sich unter anderem durch die Herkunft ihrer Verfasser: je nachdem, wie viele Gemeinsamkeiten diese mit dem beschriebenen Gebiet haben, ob sie von dort stammen und/oder dort leben, ob sie es von Aufenthalt her kennen oder von der Lektüre — und möglicherweise gibt es noch weitere »Informationsquellen«.

Jede dieser Voraussetzungen birgt Möglichkeiten und verstellt gleichzeitig den Blick: die Nähe ermöglicht einerseits Detailwissen, verhindert aber unter Umständen den Überblick und den größeren Vergleich, beim Blick von außen ist es umgekehrt.

»Merian« versuchte immer schon diesem Dilemma zu entgehen, ja aus der Not eine Tugend zu machen durch die Mischung der Autoren: Ansässige neben »Ausländern«. Hinzu kommt — und bei »Südtirol« scheint mir dies besonders erfrischend —, daß auch die Ansässigen gezwungen sind, in erster Linie für Nicht-Südtiroler zu schreiben, also versuchen müssen, eine in manchem vertrackte Regionalrealität verständlich zu machen. Schon deshalb gibt es im vor kurzem erschienenen neuen »Merian«-Heft »Südtirol« auch für Einheimische Lesenswertes. Schon im einleitenden Beitrag von Inga Hosp wird klar, auf welche Wunden der Finger gelegt wird: auf das Ethnische und die Umweltzerstörung. Beides zieht sich zwar nicht wie ein Leitfaden durch das Heft, taucht aber immer wieder auf.

Im Einleitungsbeitrag etwa lese ich von den Möglichkeiten, die diese Autonomie an Selbstverwaltung bietet, »daß man es sich auf seine Weise richten kann, auf dem schönen Südbalkon der Alpen«. Und wie man es sich zum Teil gerichtet hat, steht weiter hinten: in Viktoria Stadelmayrs Darstellung vom »Kampf um das Paket« und bei Hartmann Gallmayer, der, zurecht, gegen das Klischee der warmen (südtlichen) Brüder« anrennt, farboyant aber die Veränderungen im Südtiroler Sozialgefüge (etwa die langsame Auflösung der Familienstruktur) beschreibt.

Und was man angerichtet hat, ist ebenfalls nicht zu überlesen. Ich bin z.B. beeindruckt geblieben vom Aufsatz Umberto Gandinis, der wie bisher vielleicht noch keiner, den deutschen Lesern die Sorgen der Südtiroler Italiener vor Augen führt: »Dieser Proporz ist ein ungerechtes Mittel, mit dem Ungerechtigkeiten der Vergangenheit wieder gutgemacht werden sollen«. Gerade in der ökonomischen Krise habe sich dieses Regulativ fatal ausgewirkt, schreibt er. Und es sollte mehr als zu denken geben, daß der Übersetzer Gandini, ein Vermittler deutscher Kultur in Italien und durch und durch kein Nationalist, zu der Bemerkung kommt:

»Der Proporz bei der Ansiedlung italienischer Bauern auf dem Land und bei der Verteilung von Lizenzen im Handel, Tourismus und Handwerk steht noch aus«. Das zeigt, wie tief das Unbehagen sitzt, und daß es höchste Zeit ist, diesen Fetisch anzugreifen.

Die zweite entgegen allen Klischeevorstellungen existierende Südtiroler Wunde, die beim Lesen des Heftes als Bild hängen bleibt, ist die Landschaftszerstörung. Wenn auch sicherlich geringer als anderswo, ist sie für einige Autoren und für die Redaktion des Heftes (s. »Tipp und Hinweis«) unübersehbar. Und als Indiz darf wohl auch die Tatsache gesehen werden, daß Landtag und Landesregierung im Unterschied zum Merian-Heft von 1973 auf ein Inserat mit dem Hinweis auf die vorbildlichen Südtiroler Umweltschutzmaßnahmen diesmal verzichtet haben. Die Betonierer seien eifriger als die Betonier, schreibt Inga Hosp — das stimmt wohl auch in Zeiten neuer Attenratsweihen. Die Fotos im Heft schweigen sich über diese Zersiedelung allerdings aus, schön sind sie, manchmal aber zu schön. Einzige Ausnahme: eine Aufnahme von Klausen mit der dächerüberquerenden Autobahn (S. 115). Passend dazu Mi-

chael Franks Blickwinkel — von unten nämlich — auf »Die große Schloße«, die jährlich 10 Mill. Autos gen Süd bzw. Nord befördert: »Nichts hat man uns erspart, selbst der Hümel ist hier zu« — zitiert er den Karnischer Bürgermeister. Aber Südtirol ist selbstverständlich vielschichtiger.

Der Vinschgau, vielfältig beschrieben von Hans Wielander, zwischen Kargheit und Fremderverkehr, Schwabenkindern und Karräusern; die Ladiner, vielleicht stärker eingepflegt zwischen Modernisierung und Traditionskultur, jedenfalls für Robert Gratzler; die Kunstgeschichtlichen Fundgruben natürlich, überall im Land, nachzulesen bei Karl Gruber und Achatz von Müller; und Bozen, die ganz und gar »nicht tirolerische« Stadt, facettenreich portraitiert vom hier gebürtigen Valentin Brantenberg — der vielleicht schönste Heftbeitrag: »Die gleiche Stimmung habe ich in New England, in den Landhäusern um Boston herum wiedergefunden: ganz ähnliche Häuser, von ähnlich hohen Linden umstanden, in ähnlicher sozialer Verlegenheit zur selben Zeit erbaut, in ähnlichem Verfall«. Gleichzeitig schreibt Brantenberg unauffällig auch gegen die vorherrschenden Südtirol-Historiografie an, z.B. in der Darstellung der bösen Faschisten, des relativ stümperhaften italienischen und des brutalen deutschen, vor dem viele »die Augen und Ohren zuhielten«.

Etwas blieb mir zu sehr an der Oberfläche: In der Meran-Beschreibung Georg Schoderer habe ich bis auf Weniges hauptsächlich das Klischee von der interessanten, weil gutbürgerlichen Kurstadt gefunden; die Sommerfrisch-Atmosphäre des Pustertales ist zwar ein Aspekt, aber mir scheint, nicht der wichtigste (Diemar Griser); und ob ein Beitrag über Luis Trenker, besonders in harmonisierender Art, anno 1987 noch nötig ist?

Mancher Konflikt, mancher Widerspruch ist in Südtirol viel radikaler vorhanden, als es durch das Heft zum Ausdruck kommt: die Stadt-Land-Problematik, soziale Ausgrenzungen (vgl. die hohe Selbstmordrate), der Bildungsrückstand und vor allem arge kulturelle Verkrustungen: das Ethnische überlagert all dies und noch einiges mehr bekannterweise, aber es wäre zu finden gewesen: ein »stadtsche« von Kaser z.B. hätte schon aufdeckende Wirkung gehabt. Und an der Idylle mehr zu kratzen hätte letztlich nicht geschadet, aber auch nicht in einem Touristenheft. Dennoch: in manchem ist diese »Merian«-Nummer dem Diskussionsstand in der Tagespresse und in anderen Reiseleitern allemal voraus; da steigt die Chance, daß Pilger in Zukunft mehr gehabt haben könnten als Kaffee und Kuchen.

Benedikt Sauer



»Südtirol«, Merian 1987 (40. Jg.), Nr. 9 (Sept.). Hamburg (Hoffmann & Campe). 148 S., Lit. 10.000.

P R O M O T I O N E N

- CLEMENTI Walther, Leifers
 DEMETZ Alfons, Wolkenstein
 DORFMANN Luis, Brixen
 GILS Sandro, Bozen
 JANESI Manuela, Brixen
 JANESI Daniela, Brixen
 KLOTZNER Barbara, Schenna
- KOLER Peter Paul, Bruneck
 KOMPATSCHER Franz, Außerpflersch
- KOMPATSCHER Ulrike — Völs
 KRONBICHLER Andreas, Reischach
 MAIR Karl, Jenesien
 MALLOJER Monika, Tramin
- MESSNER Werner, Villnöss
- MITTELBERGER Ingrid, Bozen
- MOSER Zuzilla Maria, Prags
 NATTER Andreas, Sterzing
 NOFLATSCHER Maria Theresia, Albeins
 OBERHOLLENZER Josef, St. Peter in Ahrn
- OBERMAIR Hannes, Bozen
- OBWEXER Wolfgang, Bozen
- ORTLER Martin, Sterzing
 FALLA Reinhold, Brixen
 PASSLER Werner, Bruneck
 PEER Albrecht, Mühlbach
 PFEIFHOFER Marlene, Bozen
 PIRPAMER Michael, Tirol
 PLATTNER Hansjörg, Bozen
- POHL Oskar Hubert, Bozen
- RADER Heinrich, Innichen
 RAUCH Günther, Auer
 SCHWARZ Margareta, St. Martin/Passer
 SCHWIENBACHER Hermann, St. Nikolaus/Ulten
- SEEHAUSER Anna Maria, Mauts
 STAINDL Erwin, Bozen
 STIFTER Martina, Gais
- STUBENRUSS Ulrike, Innichen
- TSCHOLL Johann, Latsch
 VALLAZZA Giorgio, St. Ulrich
 WALTER Konrad Alois, Mals
- WINKLER Joachim, Mals
- ZELGER Christine, Deutschnefen/Rauth
- Dr. med. univ., Medizin — Innsbruck
 Werbographik — Wien
 Laurea in Ingegneria — Padua
 Dipl.-Ing., Forst- und Holzwirtschaft — Wien
 Mag. phil., Sportwissenschaft — Innsbruck
 Mag. phil., Sportwissenschaft — Innsbruck
 Mag. rer. nat., Geographie — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Ein Beitrag zur Lawinenforschung in Südtirol«
 Dipl.-Ing., Architektur — Innsbruck
 Laurea in lingue e letterature straniere moderne — Verona. Diss.: »Der Außenseiter in den Werken von Felix Mitterer«
 Mag. phil., Geschichte — Innsbruck
 Laurea in scienze forestali. Diss.: »Begründung von Skipisten: Der Kronplatz«
 Mag. rer. nat., Biologie — Innsbruck
 Dr. phil., Geschichte — Innsbruck. Diss.: »Frauen in Nicaragua — Geschichte einer Unterdrückung — Ansätze zur Befreiung«
 Mag. rer. nat., Mathematik — Innsbruck — Dipl.-Arbeit: »Lineare Optimierung«
 Mag. rer. nat., Mathematik — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Ein Pascal-Programm zur Berechnung von Größert-Basen von Idealen in $V(XY)$ «
 Mag. phil., Deutsche Philologie — Innsbruck
 Dipl.-Ing. Informatik — Wien
 Mag. rer. nat., — Innsbruck
 Dr. phil., Deutsche Philologie — Innsbruck. Diss.: »Lebensläufe. Bernhard, Handke, Innerhofer«
 Dr. phil., Deutsche Philologie — Innsbruck. Diss.: »Die Bozner Archive des Mittelalters«
 Mag. phil., Pädagogik — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Die Südtiroler Optantenschule in Rufach«
 Dr. med. univ., Medizin — Innsbruck
 Dipl.-Ing., Bauingenieurwesen — Innsbruck
 Dr. med. univ., Medizin — Innsbruck
 Mag. pharm., Pharmazie — Innsbruck
 Mag. rer. nat., Mathematik — Innsbruck
 Mag. med. vet., Veterinärmedizin — Wien
 Mag. arch., Architektur — Wien. Dipl.-Arbeit: »Fianell. Wiederaufbau eines zum Teil abgebrannten Dorfes«
 Mag. rer. soc. oec., Handelswissenschaft — Wien. Dipl.-Arbeit: »Walther von Walther«
 Mag. med. vet., Veterinärmedizin — Wien
 Dipl.-Ing., Bauingenieurwesen — Innsbruck
 Mag. arch., Architektur — Wien
 Mag. med. vet., Veterinärmedizin — Wien
- Mag. phil., Pädagogik — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Schule und Integration«
 Dr. iur., Rechtswissenschaft — Innsbruck
 Mag. phil., Geschichte — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Die Anfänge von Venedig 568 — 811«
 Mag. phil., Deutsche Philologie — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu den Heiratsanzeigen in der Tiroler Tageszeitung 1935 — 1950«
 Dipl.-Ing., — Wien
 Dr. med. univ., Medizin — Wien
 Dipl.-Ing., Forstwirtschaft — Wien. Dipl.-Arbeit: »Waldbauliche Beurteilung der Auwaldreste im Vinschgau und Ableitung eines Bewirtschaftungsplanes«
 Mag. rer. nat., Biologie Mikrobiologie — Dipl.-Arbeit: »Laugung von Arsen aus goldhaltigen Erzen mit Thiobacillus Ferrooxidans«
 Mag. iur., Rechtswissenschaften — Innsbruck. Dipl.-Arbeit: »Doppia vendita immobiliare. Responsabilità del secondo acquirente.«

Architekten

BIOGRAPHIEN

Andreas Forchrer: geb. 1959 Bruneck. Studium der Geschichte und Komparatistik in Innsbruck.

Wolfgang Capellari: Combo-Stripper. Lebt in Innsbruck. Mehr war über ihn und seine Kunst nicht zu erfahren.

Walter J. Fersli: freier Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler, lebt seit 16. März 1953 im Land Tirol (bisher hat man es ihm aber noch nicht angemerkt). Walter J. Fersli: libero professionista delle scienze economiche e sociali, vive dal 16 marzo 1953 nel Tirolo (o chi l'avrebbe detto?).

Felix Graninger & Günter Gasser: Haben uns das Layout dieser Nummer besorgt. Sind beide über 25 aber noch nicht 30, mögen Prince und die Kafahari Surfer. Lachen und trinken gern. Innsbrucker.

Gabriel Günter: geb. 1963 in Mais. Aufgewachsen im Pustertal, lebt im Vinschgau. Studiert Germanistik in Innsbruck. Seit 1985 Redakteur des »Skolaste«.

Kelga Innerhofer: Unterrichtet in der Handelsschule Meran. Gemeinderätin der ALPAS in Meran.

Florian Kriebelner: gebürtiger Pustertaler. Ehemaliger Vorsitzender der SH. Arbeitet als Journalist für die deutsche Seite des »Alto Adige«.

Ulrich Ladurner: geb. 1962 in Meran. Studiert in Innsbruck. Seit 1986 Redakteur des »Skolaste«.

Alexander Janger: geb. 1946. Journalist. Bis 1981 Abgeordneter der »Neuen Linken/Nuova Sinistra« im Südtiroler Landtag. Seit 1983 wieder im Landtag als Abgeordneter der Alternativen Liste.

Michaela Ralson: geb. 1962 in Bozen. Studentin der Erziehungswissenschaften in Innsbruck. Exponentin der »Autonomen Frauengruppe« in der SF Innsbruck.

Edi. Günther Pallaver, geb. 1955 in Bozen, stammt aus Franzell. Studium der Rechtswissenschaften und der Geschichte in Innsbruck, Salzburg, Wien und Verona. Ehemaliger Vorsitzender der SH. Arbeitet am Institut für Politikwissenschaften in Innsbruck.

Benedikt Sauer: geb. 1960 in Bozen. Studiert Germanistik und Geschichte in Innsbruck. Ehemaliger Vorsitzender der SH.

Frich Siecher: geb. 1960 in Mais. Studierte an der Akademie in Florenz. Arbeitet als Stützllehrer in Prag. Nähere Angaben siehe S. 33.

Albert Strobl: geb. 1958. Lanaer. Studienaufenthalt in Wien. Ehemaliger Vorsitzender der SH. Ehemaliger Sekretär der Alternativen Liste. Lebt diesen Spracherbe unter dem Motto: »In der Zeit der Hangrutsche ist die Arbeit des Knechts eine verantwortungsvolle Tätigkeit«.

Konrad Walter: geb. 1955. Studium der Erziehungswissenschaften und der Publizistik. Seit 1982 bei AGE/CCHL. Schriftleiter der »Südtiroler Arbeiterzeitung«.

